

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 64 (1997)

Artikel: Die Schachenleute im Emmental : Entstehung und Wandel ihrer Daseinsform seit dem 16. Jahrhundert
Autor: Dubler, Anne-Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1075993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schachenleute im Emmental

Entstehung und Wandel ihrer Daseinsform
seit dem 16. Jahrhundert

Anne-Marie Dubler

1. Einleitung

Das mittlere Emmental zwischen Langnau und Burgdorf zeichnet sich, bedingt durch die topographischen Verhältnisse des Napfberglandes, durch verschiedene Siedlungsformen aus. Erosion hat vom Napf (1108 m) aus strahlenförmig die schattigen Gräben mit besonnten Eggen¹ geschaffen; in den engen Gräben ist wenig Siedlungsraum. Breiter ist das Haupttal der Emme und die Täler ihrer wichtigsten Zuflüsse Ilfis und Grünen. In diesen Talgründen liegen denn auch die Kirchdörfer, die im Spätmittelalter Zelgdörfer mit Zelgfluren im Talboden waren.² Diese Dörfer sind Kerne von ausgedehnten Kirchspielen, die nebst dem Dorf ein weites Hügelland umfassen mit vereinzelt Weilern und einer Vielzahl an Einzelhöfen auf Talterrassen und Eggen. Bereits ums Jahr 1000 dürften die Kirchdörfer des mittleren Emmmentals und die Einzelhöfe in begünstigten Lagen bestanden haben; nach dem Jahr 1000 erreichte die Kolonisation auch die abgelegenen Täler des Oberemmentals.³ Damit war die Besiedlung vorerst abgeschlossen. Doch rund 500 Jahre später entwickelte sich nochmals eine neue Siedlungsform – die Schachensiedlung. Alle Siedlungsformen – Dorf, Weiler, Einzelhof, Schachensiedlung – waren dem jeweiligen Gelände angepasst und hatten demgemäss ein unterschiedliches Erscheinungsbild; gleichwohl oder gerade deshalb waren sie, wie zu zeigen sein wird, wirtschaftlich und gesellschaftlich aufeinander eingespielt und voneinander abhängig.

Doch was bedeutet «Schachen»? Der Begriff «Schachen» ist ein altdeutsches Wort mit der Bedeutung von «gehölzbewachsener Flussniederung»⁴. In den schweizerischen Mundarten hat sich der Begriff in dieser Bedeutung auch erhalten, während er im süddeutsch-österreichischen Raum für «Waldstück, Waldrest» steht. Das mittlere Emmental ist reich an solch gehölzbewachsenen Flussniederungen oder Auen (im Emmental: Eien);

sie sind – im Unterschied zu anderen schweizerischen Landschaften mit Flusssauen – vor 1800 weitgehend besiedelt.

Die Besiedlung der Schachenlandschaft des mittleren Emmentals gehört in den Bereich des Landesausbaus der beginnenden Neuzeit: Unter dem Druck eines raschen Bevölkerungswachstums suchten sich die Menschen, die am angestammten Ort keinen Platz mehr fanden, neuen Siedlungsraum. Dabei löste jede Region ihr Übervölkerungsproblem wieder etwas anders. Im Zelgdorf der Kornbauregion, dessen grosse Getreideflächen zum sparsam eingeschränkten Siedlungsgrund kontrastierten, überbaute man diesen noch dichter und unterteilte schliesslich die bestehenden Häuser für mehrere Familien.⁵ Im Einzelhofgebiet und in den Übergangszonen zwischen Hof- und Dorfsiedlung teilte man die Höfe; aus solchen Teilungen stammen die Hofnamen mit Zusatzbezeichnungen wie Ober-, Unter-, Vorder- und Hinter-. Als sich die Höfe aus wirtschaftlichen Erwägungen nicht mehr weiter teilen liessen, entstanden eigentliche Ausbausiedlungen, je nach Gelände und Gelegenheit auf der Allmend oder an «Abörtern»⁶, das heisst in Schluchten, Waldgebieten und an Steilhängen. In der hügeligen Ostschweiz mit einer dem Emmental ähnlichen topographischen und Siedlungsstruktur entstanden viele Siedlungen an «Abörtern»⁷, dagegen im Hügelland der Innerschweiz nur wenige auf Allmendland und in Schachen.⁸ Wieder anders sind im Emmental alle drei Formen vertreten, nämlich Siedlungen auf Allmenden und an Abörtern⁹ sowie zahlreiche Schachensiedlungen an Ilfis, Emme und Grünen, konzentriert im Abschnitt zwischen Trubschachen und Oberburg. Oberhalb Trubschachens – an den Oberläufen von Ilfis und Emme – gab es zwar einzelne Schachenhäuser, nicht aber eigentliche Schachensiedlungen, da die Talböden hierfür zu eng sind. Auch unterhalb Oberburgs kam es nicht zur Entstehung von Schachendörfern, hier aber als Auswirkung einer strengeren städtischen, grundherrlichen und auch kommunalen Reglementierung: Die Stadt Burgdorf verhinderte Siedlungstätigkeit in ihren Emmenschachen zum Schutz des Auenwaldes, der die Hochwasser von der einzigen Emmenbrücke und dem Burgdorfer Kulturland abhalten musste. Unterhalb Burgdorfs, wo die Emme ins tiefere Mittelland übertritt, waren es die alten Ackerbauerndörfer im breiten Talboden, die das Schachenland stets zu ihren unverzichtbaren Weidegründen zählten, so dass dieses wohl beweidet und bepflanzt, in der Regel aber nicht oder nur mit einzelnen Anwesen besiedelt war. Besonders strenge Schutzbestimmungen galten für den Uferwald der Herrschaft Landshut, der das herrschaftliche

Weiherschloss vor den Hochwassern der nahen Emme zu bewahren hatte.¹⁰

Die neuen Siedlungsplätze, ob auf Allmenden, an Abörtern oder in Schachen, stimmten in einem Punkt überein: Sie waren ausgesprochen siedlungsfeindlich und für eine bäuerliche Lebensführung ungeeignet und daher in früheren Zeiten, während der grossen mittelalterlichen Ausbauperiode, nicht besiedelt worden. Sie kamen nunmehr in Betracht, weil Armut zu dieser Wahl zwang, aber auch die veränderte Wirtschaft neue Daseinsformen ermöglichte: Die intensivierte Landwirtschaft bot mehr saisonale Arbeit an; noch wichtiger wurden neue Erwerbsmöglichkeiten, die sich im Landhandwerk seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und etwas später auch in der Heimindustrie auftraten; sie erlaubten nunmehr auch auf dem Land bodenunabhängige Existenzen.

Dieser Problemkreis ist nicht neu; er wurde in der Literatur unter verschiedensten Aspekten behandelt, so unter jenem der Siedlungs-, der Agrar- und der Lokalgeschichte, besonders auch in Zusammenhang mit der Lebensweise der Heimarbeiter. Bahnbrechend war hierbei die der Volkskunde verpflichtete Dissertation «Industrialisierung und Volksleben» von Rudolf Braun.¹¹ Auch die Emmentaler Schachenbesiedlung wurde von verschiedenen Autoren angegangen: In Fritz Häuslers Werk über Aufbau und Wesen der bernischen Landesverwaltung im Emmental erhielt sie erstmals eine umfassende Darstellung.¹² Andere Autoren berücksichtigten die Aspekte der Flusswehr und der Lokalgeschichte.¹³ Dagegen wurden Fragen nach der Schachenbevölkerung und dem Leben im Schachen, Fragen im Kontext von Sozial- und Mentalitätsgeschichte und der Volkskunde, eingehender nicht untersucht. Es ist deshalb das Anliegen dieser Studie, dem Phänomen der Schachendörfer und Schachenleute auf den Grund zu gehen. Wer waren die Schachenleute? Woher kamen sie? Wie fristeten sie ihr Leben? Wie haben die Schachensiedler ihren neuen Lebensraum gestaltet? Erfanden sie neue Siedlungsmuster, oder lehnten sie sich an bewährte an? Wie stand es um Bewohnbarkeit und Lebensqualität in den Schachen? Wie sah Schachenalltag aus? Prägte Schachendasein die Bewohner, ihre Existenz, ihre Mentalität? Da sich bis ins 18. Jahrhundert Zeitgenossen zur Volksgruppe der Schachenleute literarisch nicht geäussert haben und diese selbst über ihr Los nie schrieben, mussten neue Quellen gesucht und bekannte neu ausgewertet werden. Grundlage der Untersuchung bildeten die beiden Editionen der Emmentaler und Burgdorfer Rechtsquellen. Sie geben vielerlei Auskünfte, vor allem über die damaligen rechtlichen Vor-

aussetzungen um die Schachenbesiedlung, Quellen, die von Fritz Häusler ausgewertet wurden. Zur Erforschung des Lebensraumes, der sozialen und beruflichen Einordnung der Schachenleute – dem Thema dieser Studie – waren weitere Quellengattungen beizuziehen: die Güterverzeichnisse (Urbare) der bernischen Obrigkeit und der Mediatherrschaften, die Steuerlisten der Kirchgemeinden, obrigkeitliche Enquêtes und Volkszählungen des 18. Jahrhunderts und der Helvetik. Planaufnahmen der Schachengebiete aus dem 18. und Kartenwerke des 19. Jahrhunderts konkretisierten das gewonnene Bild. Von grossem Wert waren die Berichte von Landvögten und Pfarrern des 18. Jahrhunderts, die aus dem Verständnis ihrer Zeit erklären und werten, sowie die Topographien (Landesbeschreibungen) von Land, Verwaltung und Recht aus der Feder desselben Beamtenkreises.¹⁴

2. Entstehung und Entwicklung der Schachensiedlungen im Emmental

Als Schachen bezeichnet man das veränderliche, vom Wasserstand abhängige Schwemmland der Hauptflüsse, das mit Ufergehölz wie Eschen, Haseln und Weiden bewachsen und streckenweise von Geröll und Treibholz übersät war. Nach altem Recht gehörte Schachenland zu den Allmenden und wurde beweidet. Es sollte auch offenstehen, nicht eingezäunt und abgegrenzt sein, damit jedermann in Ermangelung von Strassen und Wegen «wie von alterhar [...] dardurch ritten, faren und gann möcht».¹⁵ Bis ins 16. Jahrhundert war dieser Talgrund vor Hochwassern und spontanen Laufwechseln des Flusses kaum gesichert, weshalb er in der bäuerlichen Wertschätzung hinter den übrigen Allmenden stand.

Auf diesem unsicheren Grund setzte ungefähr in den 1520er Jahren die Besiedlung ein. Es war ein rasch um sich greifender Innovationsvorgang. Wer ihn ins Rollen gebracht hat, ist nicht bekannt. Erste Spuren finden sich am Flüsschen Grünen.¹⁶ Während die weideberechtigte Bauernschaft seit dem ausgehenden Spätmittelalter ihr Vorrecht auf die Allmenden gegen Eingriffe von aussen verteidigte und einen allfälligen Hausbau auf Allmendland von ihrer Zustimmung abhängig machte¹⁷, schien sie zumindest anfänglich am schlechten Weidegrund der Schachen wenig interessiert. Und so geschah es, dass um 1530 in den Schachen eine wilde Landnahme ihren Anfang nehmen konnte. 1572 beschrieb der stadtbernische Urbar-schreiber der Herrschaft Sumiswald den Vorgang der Landnahme im Rück-

blick: «Ist geschehen zu guttem teil von mennschen gedechtnus ob und von den 40 jaren har, das ein erliche herschaft der stadt und lanntschaftt Bern mit den iren sich frömbder unnotwendiger kriegem abgethan und entschlagen, dardurch uß gottes gütte ir land und erdttrich sich mit arbeit, rütten und buwen uffgethan und an mannschaftt zugenommen, das sich nit eim jettlichen ein eigner hoff und gutt mogen ziechen. Dann das sich ir vil erlicher redlicher gsellen, lanndtkind, von den patriotis erboren und erzogen, mit sölichen hütten und schachen hüslinen (den altten vättern glich) vernügen, umbsechen und mit wyb und kinden durch ir hand arbeit als tagelöner müssen erneren, wie das allenthalben in miner gnedigen herren landen an wassern, in schachen, uf almennden, zeholtz und velde, unden und oben bis an die ussersten grenntze brüchlich und zesechen . . .»¹⁸ Es gibt Hinweise, dass Bauerngemeinden eigenmächtig, unter Missachtung der Rechte von Grund- und Landesherr, armen Leuten Schachenboden zum Siedeln gegen Zins austeilten.¹⁹ Mehrteils jedoch nahmen sich die Leute Landstücke «schier ungefragt und ane rechnung», «eigens gwalts und unerlaupt»²⁰, umzäunten es, bauten Hütten darauf und legten Gärten und Bünden an. Es war ein eigentlicher «überval» auf das Schachenland. Rund drei Jahrzehnte nach der ersten Meldung von «hüßly» an der Grünen waren um 1570 auch die Schachen an Emme und Ilfis besiedelt; bereits schien es den Zeitgenossen, dass «schier kein platz und allmend mer verhanden ist ußzeteillen»²¹. Die bernische Landesobrigkeit, von dieser Siedlungstätigkeit offenbar überrascht, wurde sie erst gewahr, als Ratsvertreter 1566 die Hochwasserschäden im Lauperswilschachen zu inspizieren hatten.²² Im Sommer 1568 griff der Rat ein. In eigens einberufenen Gerichtssitzungen klagte der Landvogt von Trachselwald vor dem ad hoc amtenden Bernburger Richter die Schachenleute der unerlaubten Landnahme und des unbewilligten Hausbaus an. Im Urteil wurde verlangt, dass die Siedler «ire hüser dennen rumen und das, so sy ingschlagen handt, widerumb ußwerffen» sollten.²³ Doch an ein Austreiben der Siedler war längst nicht mehr zu denken, zumal es nicht nur Neusiedler traf, sondern auch Leute, die in zweiter oder dritter Generation ihr Anwesen ererbt oder gekauft hatten. So blieb es bei der ausgesprochenen Drohung, und Bern schlug pragmatisch einen menschlicheren Weg ein: Die Obrigkeit verlangte nämlich von den Siedlern die Anerkennung des obrigkeitlichen Obereigentums an den Schachen²⁴ und zudem einen Jahreszins für die Benützung des Bodens. Damit waren die Schachensiedler zu obrigkeitlichen Lehenleuten geworden. Grundlage dieser Abmachungen waren

eigentliche Lehenverträge²⁵ zwischen Obrigkeit und Siedlern nicht anders als um bäuerliche Lehenhöfe. Und wie die Höfe wurden nun auch die Schachenanwesen in Urbaren verzeichnet. Den Siedlern war erlaubt, «wie sy dann gemeinlich sölliche stuck [Erdreich] mit husennschafft, spichern und anderen gemachen, ouch boumgrätt, zünen und anderem wol geziert, in eer gelegt und erbessert haben», mit diesen auch fortan in gleicher Weise umzugehen: Mit Schachengütchen konnten sie hinfort wie mit «fryen zinsgüttern» handeln, sie vertauschen und verkaufen; Voraussetzung blieb aber die Anerkennung des staatlichen Obereigentums. Von da an unterstand jede weitere Bautätigkeit in den Schachen der obrigkeitlichen Bewilligung.

Es scheint, dass die bernische Obrigkeit trotz Mahnfinger den innovativen Charakter der Schachensiedlungen mit einem gewissen Wohlwollen zur Kenntnis genommen hat. Die Schachensiedler hatten offensichtlich anstehende Probleme auf unkonventionelle Art selber gelöst: In den Schachensiedlungen waren arme Leute ohne festen Wohnsitz sesshaft geworden und hatten eine Heimat gefunden. Hier wurde unfruchtbares Land, das bis dahin zu den «wildinen», «grusam rüchinen» und «einöden» gehört hatte, urbar gemacht. Nun setzte auch die Sicherung der Talgründe gegen Hochwasser ein. Ferner fand in den neuen Siedlungen das noch junge Landhandwerk von Anfang an eine Heimstatt. Dies alles konnte einer Obrigkeit nur recht und billig sein.

Zur Zeit der ersten obrigkeitlichen Intervention um 1570 war im Abschnitt Trubschachen bis Oberburg alles Schachenland an Emme, Ilfis und Grünen der Besiedlung erschlossen. Das waren über zwei Dutzend grössere und kleinere Schachen, beschrieben in den Urbaren des 16. bis 18. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert in Planaufnahmen dargestellt²⁶, nämlich – an der *Ilfis* der Schachen von Trub²⁷ sowie die verschiedenen Schachen der Kirchgemeinde Langnau: Schärischachen, Bärau, Gohlschachen, Witschachen, oberer und unterer Dorfschachen, Eischachen

– an der *Emme* rechtsufrig Mungnau- und Bomattschachen mit Zollbrück, Ranflüh-, Ramsei- und Farbschachen, oberer und unterer Lützelflühschachen, Rüegsauschachen; linksufrig Lauperswilschachen, Kalchmatt, Tannschachen, Rüderswilschachen, Schnetzenschachen, Goldbach- und Hasleschachen

– an der *Grünen* Wasen, Grünen und Grünenmatt.

Das Eingreifen der Obrigkeit blieb nicht ohne Folgen. Von da an kam nämlich die weitere Entwicklung der Schachensiedlungen, sowohl was ihre äussere Gestalt als auch was ihre innere Organisation betraf, unter das

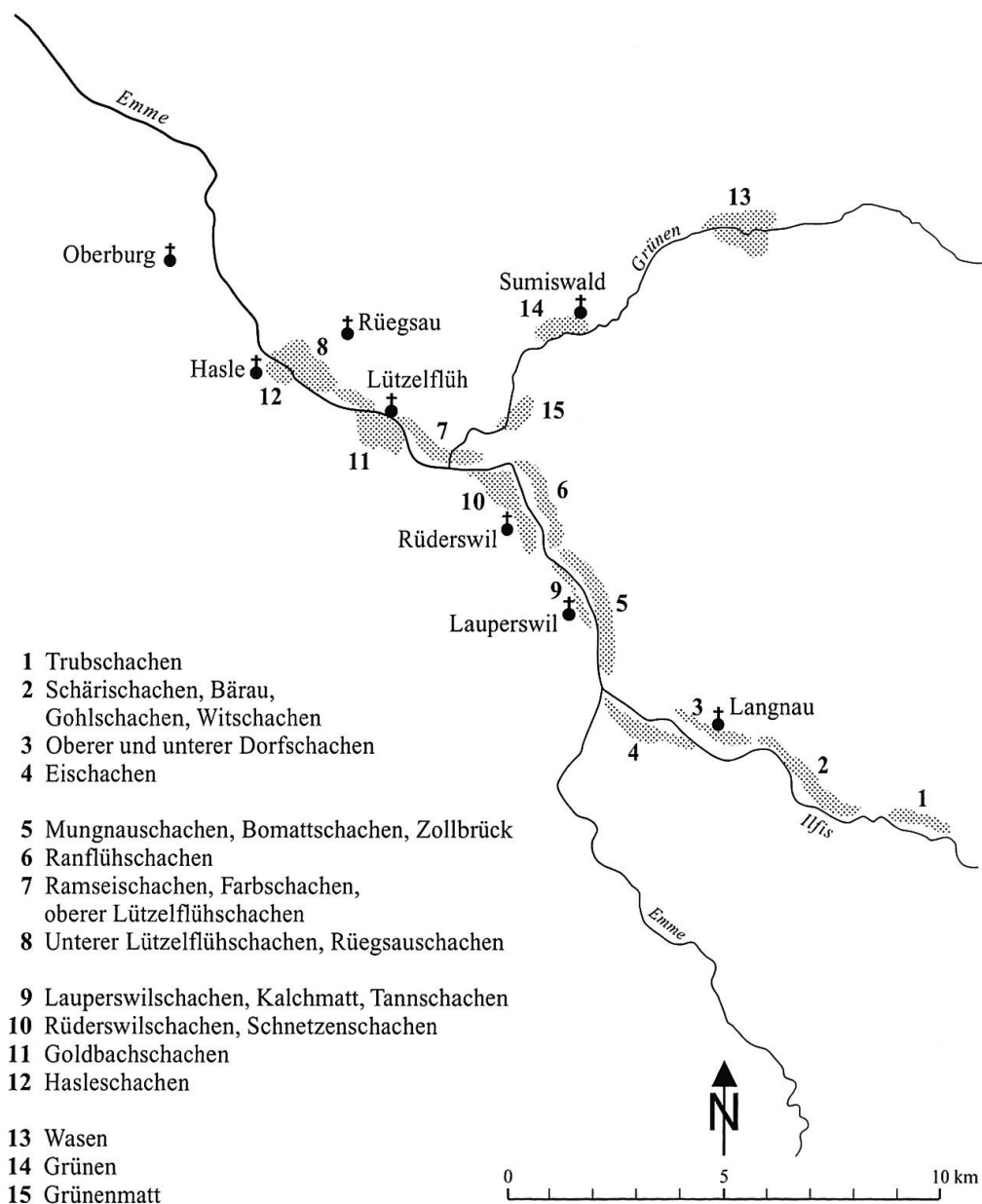


Abb. 1 Besiedelte Schachen an Emme, Ilfis und Grünen

Diktat der Flusswehr zu stehen. Damit aber hoben sich die Schachensiedlungen von den in vielem ähnlichen Verhältnissen der Allmendsiedlungen deutlich ab und erhielten einen eigenen Charakter.²⁸ Die Flusswehr unterstand obrigkeitlicher Oberaufsicht, und zwar nicht nur im Gebiet unmittelbarer bernischer Verwaltung wie in der Landvogtei Trachselwald und im Schultheissenamt Burgdorf, sondern auch im Gebiet der zwei letzten Emmentaler Mediatherrschaften Brandis und Sumiswald.²⁹

Flusswehr also prägte die Entwicklung der Schachensiedlungen. Im Überblick der rund 250 Jahre zwischen 1550 und 1800 sind drei Phasen zu unterscheiden: Am Anfang war der Grossteil des Schachenbodens weiterhin Weideland der Bauern aus den angrenzenden Dörfern und Einzelhöfen dank alter Weiderechte; neu partizipierten die Schachenleute mit Häusern und Gärten am Boden. Die Obrigkeit verpflichtete deshalb beide als Nutzniesser der Schachen zur Ufersicherung. Nach 1570 nahm nun aber der Druck auf das Schachenland fast sprunghaft zu; es wuchsen die Schachensiedlungen und auch die Ansprüche der Bauern auf Weideland, zumal zur selben Zeit die Allmenden der Zelgdörfer sukzessive aufgehoben wurden.³⁰ Mit der allgemeinen Landnot ging die Übernutzung des Gebietes einher: Holzmangel trieb zum Beholzen der Schachenwälder, die, ausgelichtet, ihre Funktion als vorderste Wehr bei Hochwassern nicht mehr erfüllten. Die Ufersicherung musste daher neu angegangen werden. Seit Ende des 16. Jahrhunderts ging die bernische Obrigkeit dazu über, die Verantwortung für die Flussverbauung und den Schutz der Schachenwälder Korporationen zu übertragen. Das konnten die alten Kirchgemeinden sein oder neu zu diesem Zweck ins Leben gerufene «Schachengemeinden», und zwar «Gemeinde» im Sinn von «Genossenschaft». Die Bauaufgaben sollten wie auch bei andern genossenschaftlichen Verbänden im Gemeinwerk gelöst werden.

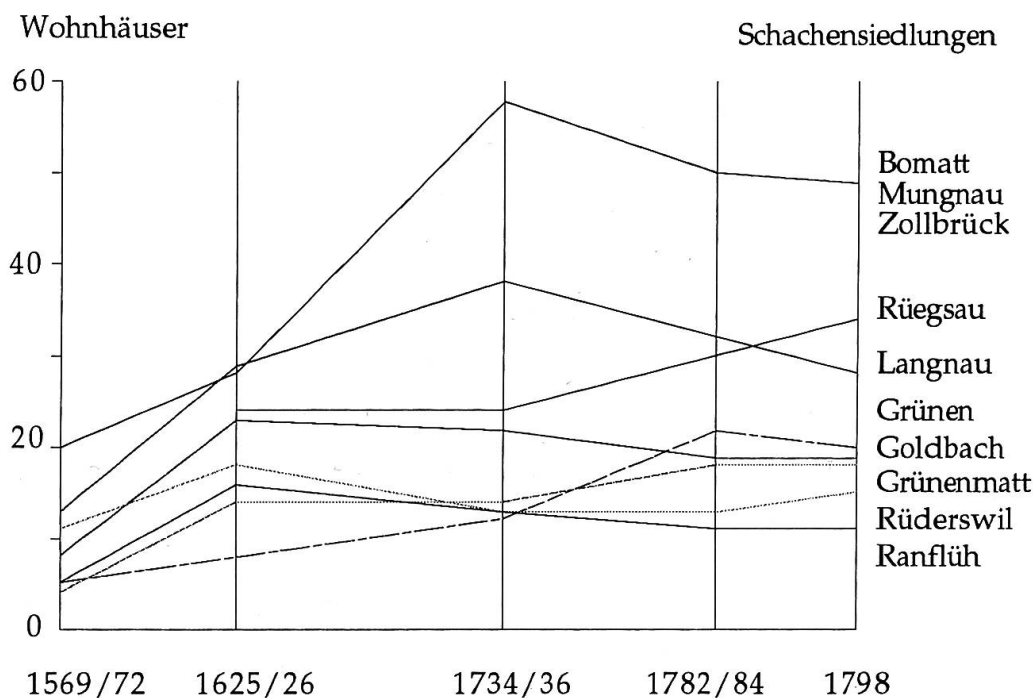
Doch auch diese Regelung befriedigte nicht. Seit den 1670er Jahren drängten die Gemeinden selber darauf, den alten Weidebetrieb im offenen Schachenland und in den Schachenwäldern mit obrigkeitlicher Bewilligung abzuschaffen. In der Folge wurden die einzelnen Schachen unter Aufsicht der zuständigen Landvögte in unterschiedliche Nutzungszonen aufgeteilt: Als erstes sonderte man den Landstreifen am Fluss mit dem Uferwald aus, belegte diesen mit Weide- und Holzhauverböten und hielt ihn unter strenger Aufsicht. Als zweiten Bezirk grenzte man den Siedlungsgrund mit Häusern und Gärten ab. Was dann an Land noch übrigblieb, wurde – wieder unter Aufsicht der Landvögte – parzelliert und als Pflanzland an die ehe-

mals Weideberechtigten und vor allem an interessierte Schachenleute gegen Zins verpachtet.

Schachenleute kamen damit fast über Nacht zu mehr Pflanzland. Weil nun aber neu auch die Regelung galt, dass jeder Landbesitzer oder Landpächter das Ufer in seinem Abschnitt zu verbauen hatte, lastete nun plötzlich die Flusswehr mit Schwellen und Dammbau, dem Deutschen, mehrheitlich auf den in der «Schachengemeinde» organisierten Schachenleuten. Mit dieser Regelung wurde den armen Schachengemeinden eine über-grosse Last aufgebürdet, die bis in unser Jahrhundert an ihren Kräften zehrte und erst aufhörte, als ab 1884 die etappenweise Korrektur der Emme, die Verbauung ihrer Zuflüsse und die Wiederaufforstung im Quell-gebiet zu greifen begannen.³¹

Dank den Angaben der periodisch erneuerten obrigkeitlichen Urbare las-sen sich Wachstum oder Stagnation der einzelnen Emmentaler Schachen-siedlungen über den ganzen Zeitraum von 1569 bis 1798 verfolgen.³²

Entwicklung der wichtigsten Emmentaler Schachensiedlungen, 1569-1798



Bis in die 1620er Jahre verzeichneten alle Siedlungen eine Zunahme an Wohnhäusern und, wo zusätzlich vermerkt, auch von Gewerbebauten. Danach schien die Bautätigkeit in den meisten Schachen zu erlahmen. Von dieser Tendenz hoben sich einige Siedlungen ab: Die lang hingezogenen schmalen Schachen von Mungnau und Bomatt mit Einschluss des Brückenkopfs Zollbrück wiesen bis in die 1730er Jahre einen kräftigen Zuwachs an Gebäuden auf. Auch in den wichtigsten Langnauer Schachen hielt die Bautätigkeit an. In beiden Gebieten änderte sich dies nach 1730 deutlich. Doch nun holten andere Schachendörfer im Hausbau auf, vor allem der Rüegsauschachen, aber auch Grünen und Grünenmatt. Trotz solchen Unterschieden lässt sich jedoch generell festhalten, dass die hauptsächlichste Siedlungstätigkeit im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts abgeschlossen war und dass in der nachfolgenden langen Periode zwischen 1625 und 1800 der Hausbestand relativ konstant blieb. Dagegen wird noch zu überprüfen sein, welches die Hintergründe für den stagnierenden Hausbau verschiedener Schachensiedlungen des 17. Jahrhunderts waren.

3. Die Gestaltung des Lebensraumes «Schachen»

Schachensiedlungen hatten in mancher Hinsicht innovativen Charakter. Doch bestimmte Innovation auch die Form und das Aussehen ihrer Anlage? Erfanden die Schachenleute neue Formen des Siedelns oder neue Hausformen – das «Schachenhaus»?

Die frühesten Quellen zur Schachenbesiedlung sind die Urbare um 1570. Welch ein Glücksfall für die Forschung, dass die bernische Obrigkeit in den Schachengebieten an Emme und Ilfis, die ihrer Verwaltung direkt unterstanden, die Liegenschaften durch den Landvogt von Trachselwald bzw. den Landschreiber verzeichnen liess und veranlasste, dass dies auch in der Mediatherrschaft Sumiswald geschah.³³ Die Urbareinträge hielten sich an das von den damaligen Grundherren allgemein benützte Schema der Güterverzeichnung. Eingetragen wurden: (1) der Besitzer der Liegenschaft, (2) der jährliche Zins (Bodenzins) für die Benützung des Bodens an die Landesobrigkeit oder an die zuständige Herrschaft, (3) die Art des Gebäudes, (4) die Nutzungsart und Grösse des Umschwungs und (5) die Anstösser.

Als Beispiel diene eine Aufzeichnung aus dem Langnauer Witschachen (Abb. 3, Abschnitt B):

Langnau witschacher

A **S**assur ring Stümmen get Irting Adndins
 hort pf. vi B.
 Ein derins Güte. uf der aemund fast bring uns dir
 aemund daran/
 Dmmer oder Güte ein garte, fast an dir frast. // lag dir
 dymten dymn Lustgarten, darg mit dymn der frast. Und
 das Irting, ein Güte, fast aemund am an dir aemund

B **E**risten Lücken get Irting Adndins. pf. v B.
 hort
 Ein Güte oder frast. Ist mit dymn
 Und under der frast ein Güte garten, fast aemund
 fast an dir aemund

C **P**eter pfund get Irting Adndins. pf. x B.
 hort
 Ein Güte uf der aemund fast an ein riger maten
 Und ein garte närm Güte, fast an ein maten
 Dmmer ein spinger, und ein Güte, uf der aemund

Abb. 3 Der Langnauer Witschachen im Urbar von 1569

- (1) Cristan Tällenbach git jerlich (2) bodenzins pfennig
– v ß (= 5 Schilling)
- (3) Hett ein hus ob der straß, (5) ist nüt darhinder
- (4) Unnd under der straß ein hüpschen garten
- (5) stost allenthalb an die almend.

Bezüglich der Grösse der einzelnen Anwesen vermitteln die Urbareinträge für alle Schachen das durchgehend gleiche Bild: Die Liegenschaften waren ausnahmslos klein, gleichwohl aber von Anfang an unterschiedlich gross. Die frühen Urbare enthalten zwar keine Flächenangaben, doch lässt sich die Unterschiedlichkeit an den Termini ablesen – neben «hus» gibt es «hüsli», neben «garten» die «gärtli», neben «bünde» die «bündli» – sowie an der verschiedenen grossen Zinsbelastung für die ganze Liegenschaft. In unserem Beispiel (Abb. 3) bezahlt Tällenbach (B) 5 Schilling jährlich, sein Nachbar Peter Pfrunder (C) 10 Schilling, also das doppelte. Der Unterschied konnte im grösseren Umschwung oder in der besseren Behausung (Grösse, Erhaltungszustand) liegen oder – wie bei Pfrunder (C) – auch in weiteren Gebäuden, nämlich einem Speicher (spicher) und einer separaten Kleinfärberei (värbj). Erst seit dem 17. Jahrhundert werden die etwas vagen Grössenordnungen wie «garten» und «gärtli» durch Flächenangaben in Juchart konkretisiert.

Im Lauf der Zeit hatten zahlreiche Handänderungen durch Kauf, Verkauf, Tausch, Erbschaft und Versteigerung die Unterschiede weiter vergrössert. Der Rüderswilschachen zählte beispielsweise um 1728³⁴ 15 Anwesen. Eines der grössten war das von Hans Gottier, eines damals im Emmental bekannten und vielbeschäftigten Zimmermeisters.³⁵ Er hatte zu seinem Haus mit Garten im Lauf der Zeit weitere Landstücke hinzu erworben, so dass er schliesslich über sechs Juchart Land verfügte. Seine Nachbarn hatten mit einer Ausnahme alle weniger. So gehörten zum Haus des Zimmermeisters Urs Tällenbach ein kleiner Garten und zwei kleine Bünden, alles zusammen nur $\frac{5}{8}$ Juchart. Eng waren die Verhältnisse von Peter Tällenbach und Hans Altshaus; beide besaßen je eine Hälfte des kleinen Hauses und des Gartens von $\frac{1}{2}$ Juchart.

Der Umfang der einzelnen Liegenschaften mit ganzen Häusern oder Hausanteilen, mit Garten- und Pflanzland oder auch ohne Land konnte zwar deutlich verschieden gross sein, lag aber in jedem Fall unter dem für eine bäuerliche Lebensführung nötigen Minimum von rund 15 Juchart. Die Siedlungssituation in den Schachen charakterisierte Pfarrer David Ris in Trachselwald um 1770 wie folgt: «In diesen schachen sint wenig beträcht-

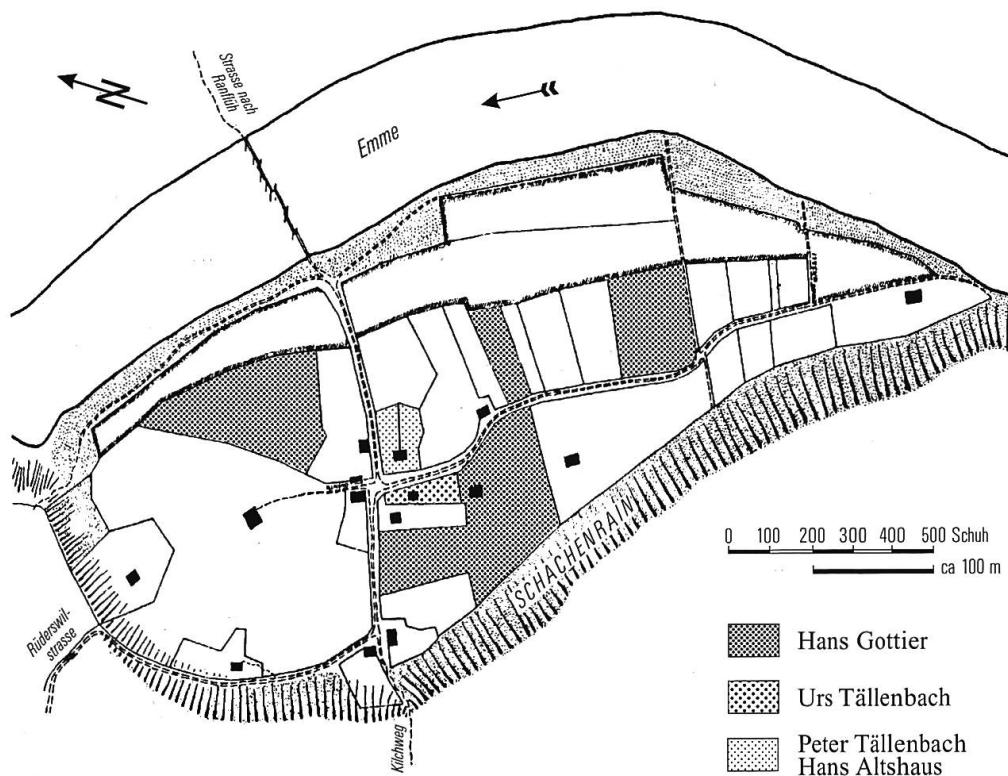


Abb. 4 Besitzverhältnisse im Rüderswilschachen 1728

liche, meistens sehr geringe besitzungen, welche bloss in einem hause und so viel herd bestehen, dass sehr wenige zwey, nicht viele eine einzige kuh, die allermeisten etwa ein paar geissen oder schaaff halten und die bedürftige erdspeise, auch etwas hanf und flachs, anbauen können. Ja, es sint sehr viele sogenannte schachen-gschickli oder besitzungen, die bloss in dem hause und einem krautgarten bestehen, auch zwey bis drey besitzer haben...»³⁶

Auch wenn die Liegenschaften verschieden gross waren, so lässt sich von Anfang an eine gewisse Übereinstimmung ausmachen: Die meisten Anwesen verfügten über drei Kategorien, nämlich über «Haus», «Garten» und «Bünde» (Pflanzland). Haus und Garten (Kraut- und Baumgarten) bildeten zusammen eine Einheit, den sog. Hortusbereich; das Pflanzland lag davon getrennt in der Zone des parzellierten ehemaligen Weidebodens. Dieses Modell von Haus-Garten und separatem Pflanzland war nun aber keine Erfindung der Schachensiedler, sondern das Anlageschema jedes Emmentaler Bauernhofs. In diesem Punkt scheint somit nicht Innovation, sondern Tradition die Struktur der Liegenschaften bestimmt zu haben.

Wie aber sahen die Schachenhäuser aus? Hausbeschreibungen finden sich in den Urbaren keine; es wird nur die Hofstatt mit Anstössern und die Art des Gebäudes (Haus, Speicher usw.) erwähnt. Im 18. Jahrhundert überliefern dann aber die Schachenpläne der Obrigkeit zumindest die Dimensionen der Häuser; die Grössenunterschiede von Schachen- und Bauernhäusern lassen sich an den Beispielen Grünen und Sumiswald (Abb. 7) leicht ersehen. Heute stützen wir unsere Kenntnisse vom Schachenhäuser auf das Zeugnis alter Fotografien und der erhaltenen Häuser, die meisten aus der Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts.³⁷

An den erhaltenen Zeugen der Schachenbesiedlung erkennt man unschwer, dass Schachenhäuser von den gleichzeitigen, mehr verbreiteten und besser bekannten Taunerhäusern nicht zu unterscheiden waren und sind. Wie diese lehnten sie sich in ihrer äusseren Form und in den Baustoffen Holz und ehemals Schindelbedachung an die traditionelle Bauweise der Emmentaler Bauernhäuser an. Und wie diese vereinten sie Wohnteil und Ökonomie unter einem Dach. Beide, das Tauner- und auch das Schachenhäuser, waren verkleinerte Kopien der Bauernhäuser. Die kleinen Dimensionen zeigen sich denn auch in den zeitgenössischen Bezeichnungen, den Diminutiven «Hüsli», «Hüttli», «Gschick» und «Gschickli».³⁸ Von der Verkleinerung war der Ökonomieteil am sichtbarsten betroffen: Das Schachenhäuser umfasste höchstens Kleinställe für einige Ziegen³⁹ oder eine Kuh und etwas zusätzlichen Stauraum, den Schopf. Auch die innere Einteilung hielt sich bei aller Kleinheit an das bäuerliche Vorbild: Im Erdgeschoss lagen die Küche und die von dort aus heizbare Wohnstube, an die sich im Schachenhäuser meist nur ein einziger Raum, die Schlafstube der Eltern, anschloss; im oberen Geschoss waren Schlafkammern, die sich von unten her durch eine Lucke mit Schieber etwas erwärmen liessen. Der Dachraum war wie beim Bauernhaus ein Vorratsraum und auch die Küche wie dort eine kaminlose Rauchküche; der Herdrauch zog aus der nach oben offenen Küche in den Dachraum ab und entwich durch Spalten unter dem Dach. Die Schachensiedler hatten somit aus ihrer bäuerlichen Umwelt die Hausformen und Wohnbräuche übernommen, sie aber nicht anders als die Tauner den ärmlichen Verhältnissen angepasst.

Die Siedlungen, als Ganzes gesehen, verraten im Wortlaut der Urbare noch rund 30 Jahre nach Beginn des Bauens die wilde, planlose Landnahme der ersten Siedler: Anfangs scheint sich jeder genommen zu haben, was er kriegen konnte. Offensichtlich wählten sich die Siedler wenn möglich Baugrund am hintern Rand des Schachens in leicht erhöhter Lage, jedenfalls

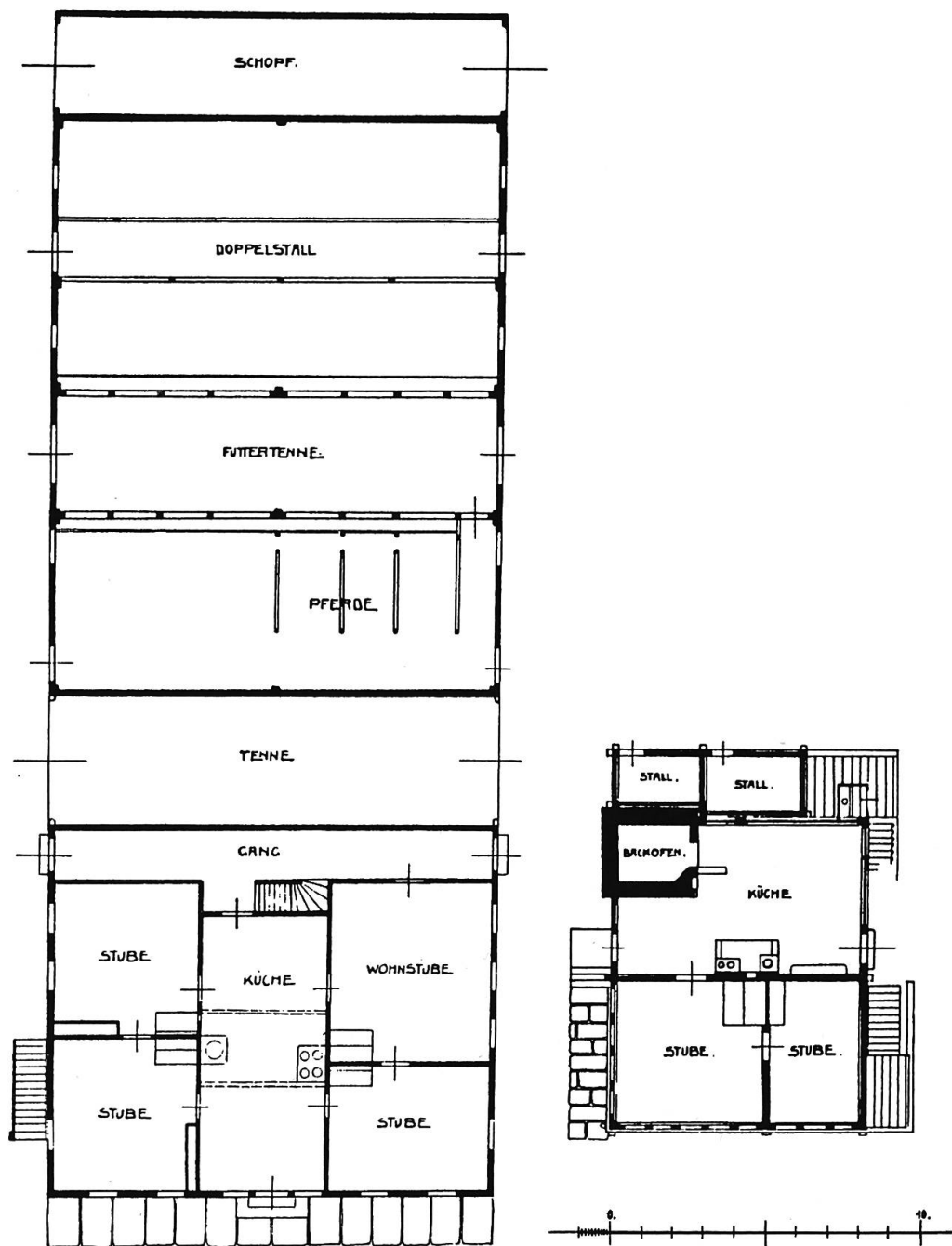


Abb. 5 Bauern- und Schachenhaus im Vergleich, Hausbäckerei im Schachenhaus

möglichst weit weg von der Emme (Abb. 6). Sie suchten auch die Nähe eines öffentlichen Weges; in vielen Fällen kamen die Häuser sogar unmittelbar an die bestehenden Wege zu liegen (s. Abb. 8, 10). Man nahm dabei in Kauf, wenn dieser Weg mitten durch das Anwesen lief und das Haus von seinem Garten trennte; so nennt Beispiel B aus dem Witschachen «ein hus ob der straß ... unnd under der straß ein hüpschen garten» (Abb. 3). Es gab auch Häuser ohne Anschluss an einen öffentlichen Weg, wie Beispiel A zeigt: «Ein kleins hüsli uf der allmend, stost zring umb die almend daran.» Schachenallmend bedeutete aber damals soviel wie Wildnis. Land, das hin und wieder von Hochwassern und dem unvermeidlichen Geschiebe aus Holz, Steinen und Schlamm überflutet wurde, war kein Garten Eden. Die zeitgenössischen Bezeichnungen sagen es deutlich: Die Schachenleute siedelten in der «rüche», «uf santwürffen und ryßgründen», in «wildinen» ... Daher kommt auch das Entzücken der Urbarschreiber um 1570 über die «*hüpschen gertten*», die «*hüpschen inschleg*» und über die «*boumgärtli mit zamen*» oder «*zwyeten böüm*», die «*hüßli mit hüpschem boumgrät geziert*». Dies alles, das haben die Schreiber offensichtlich erkannt, war der Wildnis mit grossem Einsatz abgerungen.



Abb. 6 Schachenhäuser fern der Emme am Rande des Rüderswilschachens

Die einzelnen Schachensiedlungen erhielten entsprechend ihrer topographischen Ausgangslage, aber auch in der Übereinstimmung mit ihrem jeweiligen Hinterland ein recht unterschiedliches Aussehen. Einen eigenen Typus bildeten Siedlungen unterhalb der grossen Dörfer: Hier dominierten neben Schachenhäusern die dörflichen Gewerbebetriebe; dies waren im Lützelflüher Farbschachen beispielsweise Färberei und Bleicherei oder in den Langnauer Dorfschachen eine Reihe von Betrieben, und zwar Getreide-, Reib- und Pulvermühlen, Färberei, Bleicherei und Walkerei im unteren und Gerberei, Loh- und Ölmühle im oberen Schachen. Diese konzessionspflichtigen, kapitalintensiven Unternehmen waren nicht im Besitz von Schachenleuten, sondern von vermöglichen Dorfbewohnern; sie lagen nicht an der Emme selbst, sondern zum Schutz vor Hochwassern an Emmenkanälen mitten im Schachen.

Verbreitet war der Typus des Strassendorfes. Besonders eindrücklich ist das Beispiel des langgezogenen Mungnau- und Bomattschachens. Hier reihten sich am Weg von Langnau nach Zollbrück auf rund 6 Kilometer Länge «viele kleine häuser» wie Perlen an der Schnur auf, ohne Siedlungskern oder Siedlungsschwerpunkt. Auch Haufendörfer waren vertreten. Grünen zum Beispiel wurde bereits 1572 vom Urbarschreiber als «vorstatt»⁴⁰ von Sumiswald apostrophiert. Auch da lagen die Häuser längs von Wegen; da sich diese aber zu einer Strassenkreuzung trafen, entstand so etwas wie ein Haufendorf. Ähnlich drängten sich die Häuser dorfkernartig am Brückenkopf von Zollbrück. Die Amtssprache des 18. Jahrhunderts bezeichnete diese Siedlungen durchwegs als «Dörfer».

Verschiedene Schachensiedlungen standen damals ihren Pfarrdörfern an Zahl der Häuser nicht nach, ja übertrafen sie sogar. So brachten es Mungnau- und Bomattschachen zusammen auf 50 Wohnhäuser, ihre beiden Pfarrdörfer Lauperswil und Rüderswil zusammen bloss auf 24 – ein Resultat, das auf den ersten Blick erstaunt. Natürlich wird der Gesamteindruck einer Siedlung nicht allein durch die Zahl der Wohnhäuser geschaffen, sondern ebenso sehr durch die Grösse und Qualität der Häuser und ihrer Nebengebäude und mehr noch durch Gebäude mit übergeordneter kommunaler oder zentralörtlicher Bedeutung. 1783 beschrieb das Regionenbuch die «vorstatt» Grünen als «dorf von 22 häusern» und das gleich oberhalb gelegene Sumiswald als «schönes pfarrdorf von 26 häusern».⁴¹ Die rund 50 Jahre jüngeren Planaufnahmen beider Dörfer bringen den Unterschied der beiden Siedlungen optisch an den Tag: Das alte Pfarrdorf Sumiswald verfügte mit Kirche, Pfarrhaus und Schulhaus (schul haus), den beiden

Tavernen («undere wirtschafft», «obere wirtschafft») sowie der Schmiede («schmitte») über einen zentralörtlichen Kern, um den sich die bäuerlichen Hofstätten scharten je mit stattlichen Bauernhäusern – Wohn- und Ökonomie unter einem Dach –, flankiert von Nebengebäuden wie Speichern, Ofen- und Holzhäusern und umgeben von Gemüse- und Baumgärten. Ungefähr die Hälfte der Bauernhäuser war damals für mehr als eine Familie unterteilt und beherbergte auch Gewerbetreibende, Krämer und Handwerker.⁴²

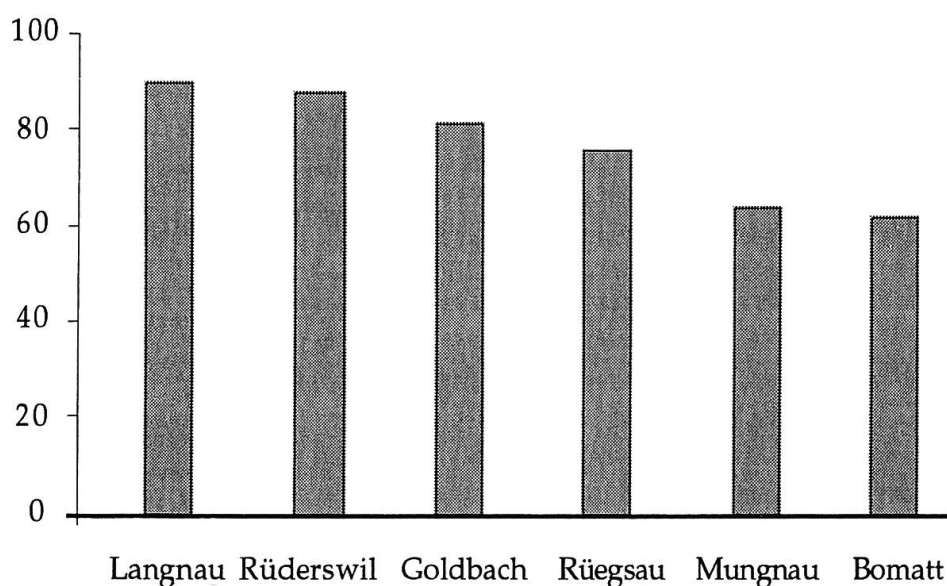
Im Vergleich dazu drängten sich die bei gleichem Massstab deutlich kleineren Schachenhäuser von Grünen eng um das Strassenkreuz und an der Grünenbrücke; zugehörige Gemüse- und Baumgärten lagen hinten hinaus, waren in der Mehrzahl klein oder fehlten ganz. Gewerbebetriebe wie Nagelschmiede («nagelschmitten»), Sägerei und Reibmühle («saagj», «reibj») und die Mühle lagen mitten unter Wohnhäusern an Kanälen, die durch die Siedlung liefen und noch heute laufen. Das war es denn auch, was den «Vorstadtcharakter» ausmachte – die dichte, enge Bauweise von Wohn- und Gewerbebauten entlang dem Strassennetz.⁴³ Was in Grünen im Vergleich zu den alten Taldörfern jedoch fehlte, war ein Dorfkern mit dörflicher Infrastruktur – es gab keine Kirche, keine Schule, kein Wirtshaus. Grünen verfügte somit rund 250 Jahre nach seiner Entstehung über keine eigene Dorfstruktur, sondern war voll von Sumiswald abhängig und ganz auf dieses ausgerichtet. Dies aber traf nicht nur auf Grünen zu, sondern auf die meisten Schachendörfer. Die paternalistische Obrigkeit erlaubte Wirtshäuser im Schachengebiet in keinem Fall und schaffte sie ab, wenn sie wild entstanden waren, wie 1628 jenes im Wasen. Die alten Kirchgemeindestrukturen wurden von den Pfarrern kräftig verteidigt. Die einzige Helferei zur Zeit des Ancien régime⁴⁴, im Trubschachen 1727 eröffnet, seit 1735 mit angegliederter Schule, verdankte ihr Entstehen nicht der Schachensiedlung im Talgrund, sondern vielmehr den Bauernhöfen des Lauperswil-Viertels, die anerkanntermassen von ihrer Kirch- und Schulgemeinde Lauperswil weit entfernt lagen. Aus dem gleichen Grund der leichteren Erreichbarkeit für die Bauernhöfe erhielten auch Schüpbach (Kirchgemeinde Signau), Grünenmatt (Kirchgemeinde Lützelflüh) und der Wasen (Kirchgemeinde Sumiswald) die eigene Schule. Das Fehlen von Dorfstrukturen war daher ein Kennzeichen der Schachensiedlungen.

4. Die Schachenleute – ihr Leben im Schachen

1572 charakterisierte der Urbarschreiber der Herrschaft Sumiswald die Schachenleute als «arme gsellen, hanntwerkslüt und tagwoner, lanntkind und inzüglinge». Damit waren die drei wichtigsten Merkmale genannt: Die soziale Indikation – *Arme*, die Berufszugehörigkeit – *Handwerker und Tagelöhner* sowie die Herkunft – *Einheimische und Zugezogene*.

Beginnen wir mit der Herkunft. Hinweise aus vielerlei schriftlichen Quellen, von Urbaren über Handänderungsverträge bis hin zu den Kirchenbüchern und erst recht die Steuerverzeichnisse des 18. Jahrhunderts zeigen klar, dass es sich bei den Schachenleuten nicht etwa um fremde Zuzüger, um sogenannte Hintersässen⁴⁵, handelte, sondern teils grossmehrheitlich um Einheimische, um Gemeindebürger.⁴⁶

Bürgeranteil in Emmentaler Schachensiedlungen, 1798 (in %)



Diese Feststellung mag zunächst erstaunen, sie lässt sich aber erklären. Seit dem 16. Jahrhundert widersetzten sich die zuständigen Emmentaler Kirchgemeinden der Niederlassung armer Fremder. Vermögliche Bauern aber, die jedes Kirchspiel gerne aufnahm, siedelten sich oben im Dorf oder in den grossen Einzelhöfen an und nicht unten im Schachen. Dorthin zogen nur die sozialen Absteiger, Zahlungsunfähige – «wann eine haushaltung zu grund gerichtet ist und an andern orthen nicht mehr bestehen kan [...]».

die schlagen ihr wohnort in diesen schachen auf»⁴⁷. Auch ausgekaufte Bauernsöhne mit zu kleinem Erbteil gehörten dazu, wie das Sumiswalder Urbar bereits 1572 sagt, die «lannt kind, von den patriotis erboren», die «nit ein eignenn oder zinsbaren hoff [...] behalten oder überkommen [erben], der mus sich in eim sölichen hütli oder hüsli lyden, wenn es im echt als gut werden mag»⁴⁸. Den Schachenbewohnern war sogar ausdrücklich verboten, ihre Häuser Fremden zu verkaufen. Schachenleute waren somit in der Mehrzahl Leute des eigenen Kirchspiels, «burger». Wer aber einmal im Schachen war, der kam so schnell nicht wieder ins Dorf zurück, entsprechend den schlechten sozialen Aufstiegschancen dieser Bevölkerungsschicht.

Von ihrem ersten Auftreten an trugen die Schachenleute denn auch den Stempel der Armut, gleichviel, ob sie sich selbst kennzeichneten – «sigend sy arm lüth, die nüdt haben»⁴⁹ – oder ob sie von andern als «arme gsellen» bezeichnet wurden. Indessen fand in der Bewertung der Schachenarmut zwischen 1570 und 1800 ein grundlegender Wandel statt. Noch um 1570 schien mit Armut kein Makel verbunden zu sein. Wohl stellte die Obrigkeit die Armut der Schachenleute fest, lobte aber gleichzeitig deren Fleiss und Unternehmungsgeist. Auch die Bauern waren bereit, den Neusiedlern im Schachen Bauland abzutreten. Doch bald nach 1570 begann sich die positive Einstellung gegenüber den Schachenbewohnern langsam ins Gegenteil zu verkehren. Die bäuerliche Umwelt empfand das Anwachsen der Schachensiedlungen und der Schachenbevölkerung zunehmend als Bedrohung ihrer eigenen Existenz. Nachdem die Bauern der Taldörfer ihre dörflichen Allmenden aufgehoben hatten, beanspruchten sie die Schachen ausschliesslich als Weidegründe für ihr Vieh. Mit scheelen Augen schauten sie auf ihre Grundherren und die Obrigkeit, die arme Leute gegen Zins im Schachen hausen liess, denn damit schmolz das Weideland zusehends dahin.⁵⁰ Hundert Jahre später begann zudem die neue obrigkeitliche Armengesetzgebung eine Rolle zu spielen. Die «Bettelordnung» von 1676 verpflichtete die Kirchgemeinden nämlich, alle ihre Armen zu beheimaten und zu erhalten. Da diese über keine oder nur kleine Armenfonds verfügten, wurde die Bauernschaft mit Kostgängern und Armensteuern immer stärker belastet.⁵¹ Mit Misstrauen beobachteten die Bauern deshalb, wie nicht nur neue Schachenhäuser entstanden, sondern die alten für zwei und mehr Familien unterteilt wurden.⁵² Auf diese Weise nämlich konnten Hausbesitzer ihr Einkommen mit dem Mietzins der noch Ärmeren aufbessern; damit hätte sich aber nach Aussage der Rüderswiler Hofbauern mit der

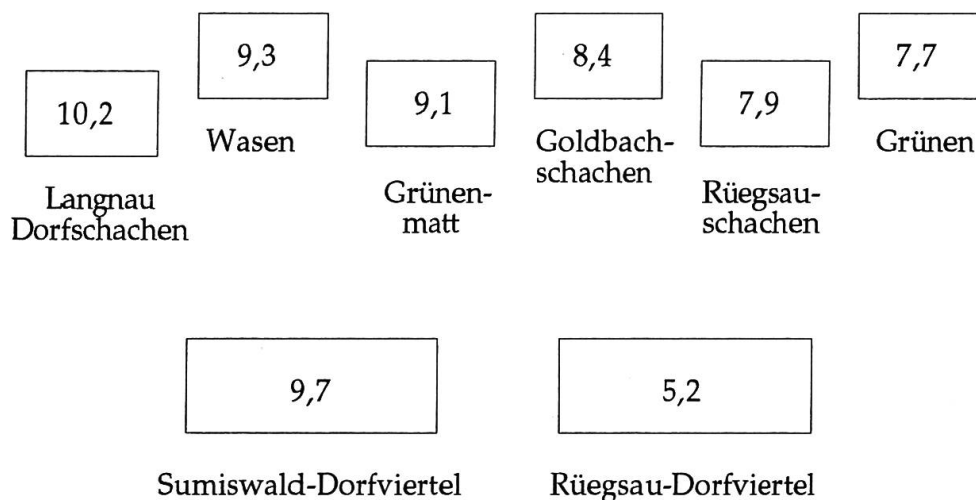
Zeit in den Schachen «allerley bättel- und lumpeng'sind, so die ynwoner daselbsten [...] yngelaßen, sich yngeschleickt».⁵³ Damit erklärt sich nun auch die steigende Einwohnerzahl der Schachen während des 17. und 18. Jahrhunderts trotz des teilweise stagnierenden Hausbaus: In den Siedlungen fand eine «Verdichtung» der Bausubstanz durch Unterteilung der Häuser im Innern statt. Dies war eine allgemeine Zeiterscheinung seit dem 17. und bis ins 19. Jahrhundert – man sparte Bauland und Baustoffe. Pfarrer David Ris bezeichnete um 1770 die Schachen als «aufenthalt armer leuthen, welche mehrentheils auf ihren kleinen besitzungen das meiste noch schuldig sint und desswegen noch ärmere, die keine eigne wohnung haben und von allmosen leben, als hausleuthe annehmen, damit sie ihre schuldigen zinsen entrichten können. Dahar viele schachenhäuser mit zwey, drey und mehreren haushaltungen und die elendesten winkel mit einwohnern besetzt sint . . .»⁵⁴

Dennoch gab es in der Entwicklung der Schachendörfer eine Eigenheit, die anderswo in dem Ausmass nicht festzustellen war. Als man 1783 in Langnau jene Wohnhäuser im oberen und unteren Dorfschachen verzeichnete, in denen Armengenössige und Bettler eingemietet waren, ergab die Zählung, dass in 21 Häusern 55 mehrteils unterstützte Familien lebten.⁵⁵ Der damaligen Zeit waren zwar hohe Anteile an Unterstützten nicht unbekannt, doch in diesem Fall machten die 21 Häuser mit Armen und Armengenössigen den Grossteil der Schachensiedlung aus; ihre Bewohner fielen alle dem Dorf beschwerlich, kommentierte der Zeitgenosse und nahm von seinem Urteil nur die Gewerbetreibenden wie Müller, Pulvermacher, Färber und Gerber aus. Es war eine Ballung an Armen, wie sie oben im Pfarrdorf undenkbar war.

Ein weiterer Vergleichspunkt sind die damaligen Bewohnerzahlen pro Haus. Diese lagen im 18. und 19. Jahrhundert überall hoch, in den Schachensiedlungen zwischen 1750 und 1800 bei durchschnittlich acht bis zehn Leuten pro Wohnhaus; in den Pfarrdörfern konnten sie tiefer liegen wie etwa im ausgeprägt bäuerlichen Rüegsau-Dorfviertel mit rund 5 oder vergleichbar hoch wie im bäuerlich-gewerblichen Sumiswald mit rund 10 Bewohnern pro Haus. Diese Bewohnerdichten verteilten sich indessen auf sehr ungleich grosse Häuser – auf stattliche Bauernhäuser oben im Dorf oder eben auf kleine Schachenhäuser; bei diesen aber mussten sie auf die Zeitgenossen alarmierend wirken.⁵⁶

Gewiss war Armut zu dieser Zeit allgemein verbreitet, doch in den Schachen trat sie massiert, konzentriert, fast unvermischt auf. Es gab im Scha-

Bewohner pro Haus in Emmentaler Schachensiedlungen
im Vergleich zur Situation im Dorf, 1798



chen zwar auch soziale Unterschiede, aber sie waren klein. Mit den Armensteuerlisten des 18. Jahrhunderts – den auf dem Liegenschafts- und Wertschriftenvermögen basierenden Steuerveranlagungen⁵⁷ – lässt sich Armut erstmals in Zahlen fassen. Massierte Armut in den Schachen hiess im Fall des Goldbachschachens (Gemeinde Lützelflüh), dass 1783/84 sämtliche Schachenbewohner, also 100 % der Steuerzahler plus die nicht erfassten Ärmsten ohne jeglichen Besitz, zur Unterschicht gehörten; im gegenüberliegenden Rüegsauschachen war der Anteil etwas geringer, nämlich 93 % der Steuerzahler plus die unbekannte Zahl an ganz Armen. Obschon die beiden Kirchspiele Lützelflüh und Rüegsau auch noch andere arme Schachen- und Taunersiedlungen umfassten, betrug damals der durchschnittliche Unterschichtenanteil des Kirchspiels doch deutlich weniger, nämlich 71 % in Lützelflüh und 69 % in Rüegsau. Das etwas bessere Abschneiden des Rüegsauschachens ging übrigens auf das Konto der wenigen bessergestellten Gewerbetreibenden, vor allem des Gerbers. Aus demselben Grund hoben sich in der Überlieferung der Steuerlisten all jene Schachensiedlungen mit grösseren Gewerbebetrieben von der trostlosen Armut der übrigen Schachendörfer ab; dies traf auf die beiden Langnauer Dorfschachen, den Lützelflüher Farbschachen sowie in minderer Masse auf die Siedlungen Wasen, Grünen und Grünenmatt zu.⁵⁸ Die Gewerbetreibenden selbst waren Leute aus den Dörfern. Die Dorfbewohner unter-

schieden da sehr klar zwischen diesen mehrteils wohlsituierten Müllern, Pulvermachern, Gerbern, Bleichern und Färbern und den eigentlichen Schachenbewohnern, die «alle dem Dorf beschwerlich» wären.⁵⁹

Der für die Zeitgenossen überwältigende Eindruck von allgegenwärtiger Armut, der sich etwa im Ausspruch «in diesen schachen hat das elend und die armuth der menschen ihr heimat» spiegelt, und das Elend der Menschen rief in der Zeit der Aufklärung die Philanthropen der stadtbernischen Oberschicht auf den Plan. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts setzte sich Landvogt Samuel Mutach in Sumiswald für Wochenmärkte im Dorf Sumiswald ein, nicht zuletzt im Blick auf die bessere Lebensmittelversorgung der Armen, zumal es – nach Mutachs Ansicht – «eine weit grössere anzahl arme in den schächen hat als in keiner andern [bernischen] landschaft».⁶⁰ In den 1770/80er Jahren versuchten zwei Männer durch ihre Schriften auf eine Verbesserung des Loses der vielen Armen im Emmental hinzuwirken, nämlich Pfarrer David Ris im Pfarrhaus Trachselwald und Landvogt Gottlieb Friedrich Ith auf Schloss Trachselwald. Pfarrer Ris verfasste um 1770 eine «Topographische und ökonomische Beschreibung des Emmentals», eine Darstellung von Landschaft, Besiedlung und Wirtschaft, in der er sich eingehend mit den Schachenleuten auseinandersetzte und Vorschläge zur Armutsbekämpfung in Schachendörfern machte. Landvogt Ith entwarf 1783 das Projekt eines Arbeitshauses für Arme der Region mit Sitz in Langnau; auch er befasste sich mit den Schachenleuten. Beider Schriften richteten sich, entsprechend damaliger Praxis, nicht an die Öffentlichkeit, sondern an den Rat in Bern und die stadtbernische Oberschicht.⁶¹

In ihrer Beurteilung der Schachenleute und des Phänomens der Schachendörfer blieben Ris und Ith der herrschenden Ansicht ihrer Umwelt und ihrer Zeit verhaftet; ihre Vorschläge zur Lösung des Armenproblems trugen den Stempel ihrer Zeit. Der Wert dieser Auseinandersetzung für den heutigen Leser liegt deshalb in erster Linie in der Beschreibung der Schachenleute und des Schachendaseins vor 1800. Beide entwarfen von den Schachenleuten übereinstimmend ein Bild, das Armut und Müssiggang, geistige und körperliche Verkommenheit koppelte. «Arm» und «liederlich» waren bei Ris zum Begriffspaar geworden. «Ein schwächer seyn, wie man zu reden pflegt» – so Pfarrer Ris –, «bezeichnet in angenommenem sinn einen armen und bedürftigen menschen, aber auch vielfaltig einen liederlichen, einen müssiggänger, einen verdorbenen menschen.» Die Zeitgenossen sahen einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Armut, mangelhafter Ernährung der Kinder und dem im Schachen besonders ver-

breiteten Siechtum. «So sihet mann», so Pfarrer Ris, «an disen orton sehr viele krüppel und gebrechliche menschen, taube, stumme, mit gichtern und brüchen behaftete; und ist die vermuthung nicht ohngegründet, dass das wasser, das sie trinken, viel beytrage, dass die kröpfe an ihnen so häufig gewahret werden.» Landvogt Ith notierte: «Die [Schachen] aber stellen das wahre bild der armuth und des elendes vor: Krumme, lahme, blinde, gehörlose, mit leibsschäden, kröpfen und anderen gebrechen . . .». Ris und Ith teilten mit ihren Zeitgenossen die Ansicht, dass gerade diese Massierung von Armen in den Schachendörfern, das «haufensweis [wohnen] in einem hause zu 3 bis 4 und mehr familien . . .» eine Besserung der Verhältnisse verhindere. «Eben diss beysammenwohnen der armen, die vermischung und ohnentbehrliche umgang mit liederlichen und müssiggängern wirt die fortdaurende ursache seyn, dass die meisten schachenbewohner sich durch den bettel nähren und ihre kinder zu keiner landarbeit gehalten werden, sondern das müessige bettelleben von eltern auf kinder fortgepflanzt wirt.» Ris und Ith sahen beide im sozusagen vererbten Hang zu Müssigang und im inzwischen institutionalisierten Betteln⁶² den Grund des Übels, dem sie mit Schul- und Berufsausbildung und generellem Zwang zur Arbeit beikommen wollten. Wenn Pfarrer Ris schrieb, dass die Schachenleute eine «sehr grosse beschwerde der kirchgemeinden, ja des gantzen landes» wären, dann sprach er damit dem Landmann aus dem Herzen, und ganz gleich meinten damals alle Dorfbewohner, dass daran vor allem «das nahe beysammenwohnen derselben» schuld sei.

Diese Werturteile, wonach die Schachendörfer recht eigentlich Brutstätten von Armut, Krankheit und Verworfenheit wären, hielten sich weit ins 19., ja eigentlich bis ins 20. Jahrhundert hinein. Literarisch fanden sie ihren Niederschlag in Gotthelfs Schilderung des Trinkerelends⁶³, und sie hallen in Emanuel Friedlis «Bärndütsch, Band Lützelflüh» bei der Erklärung des Begriffs «Schächler» 1905 noch nach: «Die Schächler ihrerseits regten sich wie Schnecken im Sammelfaß; auf ihre winzigen Gütchen eingeengt, luden ihrer viele durch liederliche Wirtschaft und Lebenshaltung das Omen auf sich, das seither den Namen «Schächler» belastet hat.»⁶⁴

Die verbreitete Armut in den Schachendörfern lässt sich statistisch belegen. Was hatte es nun aber mit der von Zeitgenossen angeprangerten moralischen und mentalen Minderwertigkeit der Schachenleute, was mit deren Hang zu Müssigang und Betteln auf sich? Dies führt zur Frage, womit die Schachenleute ihren Unterhalt verdienten. Der Sumiswalder Urbarschreiber von 1572 bezeichnete sie als Handwerker und Tagelöhner. Handwerker

waren somit von Anfang an vertreten. Mit ihrer Präsenz gaben sie dem Dörfchen Grünen das Gepräge einer «vorstatt» von Sumiswald. Nun aber war das Landhandwerk erst seit wenigen Jahrzehnten zu einer selbständigen Berufsgattung neben der dominierenden Landwirtschaft aufgestiegen; noch hatte es ausgesprochen innovativen Charakter, und offensichtlich verbreitete es sich in den Schachensiedlungen bald. Die eher zufälligen Berufsangaben in den Urbaren um 1570 weisen auf das damals übliche Angebot an Handwerkern hin, vor allem auf Schuhmacher, Schneider und Sattler. Dagegen gehörten Gewerbetreibende wie Müller, Säger, Färber, Bleicher und Gerber nicht zu den Schachenleuten; ihre vom Wasser abhängigen Konzessionsbetriebe waren zumindest teilweise älter als die Schachenbesiedlung.⁶⁵ Die Vielfalt an Berufen von Schachenleuten nahm seit dem 17. Jahrhundert deutlich zu. Dies waren dank expandierender Wirtschaft und steigender Nachfrage vorerst Berufe des Bauhandwerks wie Zimmerleute, Schreiner, Seiler, Schlosser, Schleifer, Nagelschmiede, Maurer und Kalkbrenner, aber auch Inhaber von Kleingewerben der Nahrungsmittelbranche wie Hausbäckereien, Flachsöl- und Muskorbmühlen, die sich auf die Bedürfnisse nichtbäuerlicher Familien ohne genügende Selbstversorgung, vor allem der Schachenleute selbst ausrichteten. Dazu gehörten auch die von der Obrigkeit bekämpften Obstbrennereien. Unter den eher zufälligen Berufsbezeichnungen in den Urbaren und Handänderungsverträgen figurieren auch Krämer, Korber, Hafner, Kessler, Rechenmacher, ferner Strumpfstricker (Lismer) und Weber. Im 18. Jahrhundert kamen neue Spezialisten auf wie Uhrmacher, Buchbinder und Glas Schleifer.

Viele dieser Handwerke und Gewerbe hinterliessen im Hausbau keinerlei Spuren. Die meisten Handwerker dürften keine Werkstätten gehabt haben; sie waren Störhandwerker und arbeiteten, gleich ob als Schuhmacher, Schneider, Weber, Schreiner, Sattler oder Metzger, gänzlich oder grösstenteils bei ihren Kunden im Dorf und auf den Einzelhöfen und fertigten teils aus mitgebrachten Rohstoffen, teils aus dem Material ihrer Kunden das Gewünschte an. Das Wandern von Hof zu Hof von Störhandwerkern und Hausierern (Wanderkrämern) war keine Spezialität der Schachenleute, sondern die damals übliche Form der Handwerks- und Gewerbeversorgung im Streusiedelgebiet.⁶⁶

Werkstätten im Schachendorf beschränkten sich in der Regel auf bestimmte Berufe, vor allem auf jene, die von Feuer und Wasserkraft abhingen. Hiezu zählten die in Grünen und im Mungnau-Bomattschachen verbreiteten Nag-

ler und Nepper (Nagel-/Nepperschmiede). Obschon von den konzessionierten Schmieden bekämpft, gab es aber auch wandernde «Feuerarbeiter», die auf improvisierten Essen der Hofbauern Pflugscharen und andere Geräte flickten. Hausbäcker (Pfister) mit Backöfen, die sie in ihren Küchen installierten (s. Abb. 5), hauierten mit ihren Broten und Lebkuchen in den Dörfern und auf den Höfen; offenbar war im 18. Jahrhundert die Zunahme der «becker-, lebkuchen- und brenntshäuslein» besonders gross⁶⁷. Verbreitet waren auch die mit Wasserkraft arbeitenden Schleifer und die kleinen Stampfmühlen zum Schrotten von Getreide.⁶⁸ Mit ihrem ausklappbaren Laden wurden die Wohnstuben der Kleinkrämer zu Kramläden. Weber schlugen ihre Webstühle in Schuppen und – entsprechend dem schlechten Baugrund der Schachen – selten auch in Kellerräumen auf.

Alle diese Werkstattbetriebe stimmten in einem überein, nämlich in ihrer kleinen Dimension und ihrer Ärmlichkeit. Nur das Naglerhandwerk, das offenbar auf den Export von Nägeln über die Region hinaus bis ins Luzernbiet arbeitete, scheint so etwas wie Manufakturbetriebe gekannt zu haben: Im Mungnau- und Bomattschachen arbeitete je eine Nagelschmiede mit



Abb. 8 Schachenhaus mit ehemaligem Webkeller in der Hüselmatt am Weg von Langnau in den Mungnauschachen.
Eingangstür zum ehemaligen Webkeller links, Fenster mit Läden verschlossen

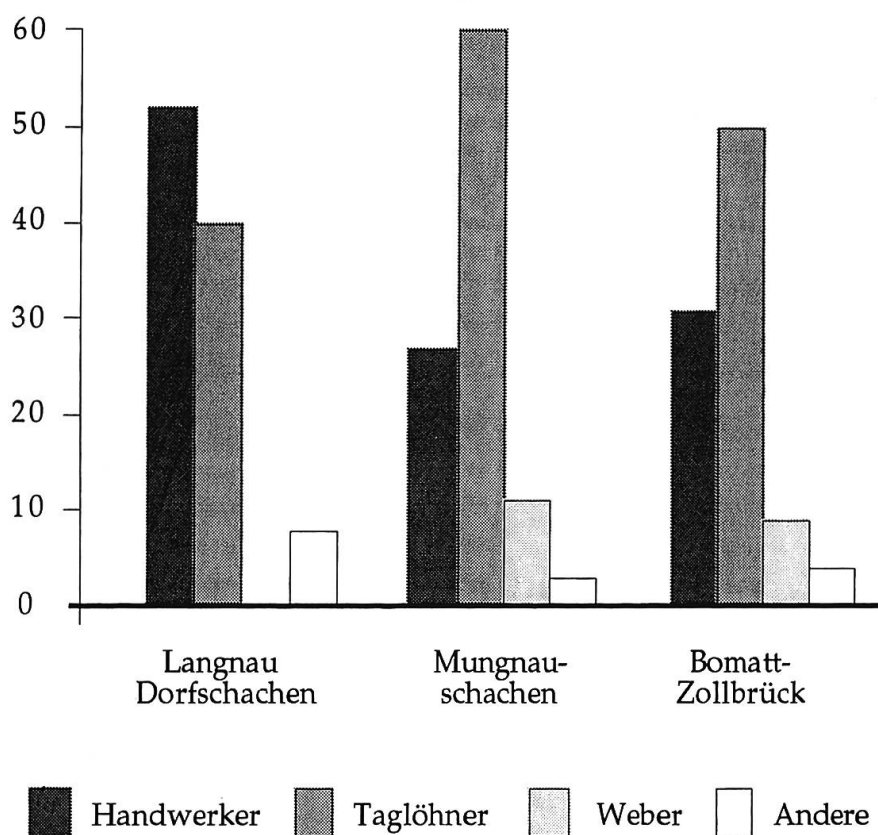
8 bzw. 6 Nagelstöcken, in Kalchmatt (Lauperswil) zwei Schmieden mit je 3 Stöcken.⁶⁹

Unter den Störhandwerkern dürfte es gute und weniger begabte Berufsleute gegeben haben, solche, deren hochqualifizierte Arbeit weitherum gefragt war, und andere, die vor allem Flickarbeit erledigten. Aus der grossen Zahl an Handwerkern der Schachendörfer sind einige wenige durch ihre Werke über ihre Zeit hinaus bekannt geblieben; zu ihnen zählen zwei Zimmermeister, nämlich Hans Gottier aus dem Rüderswilschachen, der unter anderem das «Krämerhaus» in Rüderswil konzipiert und gebaut hat, und Peter Maurhofer aus dem Langnauer Ilfisschachen, dem die Gemeinde Langnau 1670 die Niederlassungsgebühr erliess, weil er der Gemeinde mit dem Bau der Ilfisbrücke und seinem grossen Einsatz beim Kirchenbau gute Dienste erwiesen hätte.⁷⁰

Zwar ist die Vielfalt der Handwerke bekannt, doch nur für gewisse Berufsarten sind auch ausnahmsweise die Anzahl Betriebe oder Handwerker pro Siedlung oder Gegend überliefert.⁷¹ Desgleichen wissen wir, dass viele Schachenleute ihr Brot als Tagelöhner auf den Bauernhöfen in der Umgebung verdienten, in der warmen Jahreszeit als Feld- und Ernte-, im Winter als Waldarbeiter. Aber erst die in der Helvetik angelegten Verzeichnisse der huldigungspflichtigen Mannschaft machen eine statistische Erfassung von Berufsgattungen möglich.⁷² Die 1798 aufgebotenen Männer waren aufgerufen, ausser ihrem Alter auch ihren Beruf anzugeben. Die Angaben belegen, dass Tagelöhner und Störhandwerke einschliesslich Kleingewerbe die Berufsstruktur der Schachen dominierten. Sie zeigen aber auch auf, wie unterschiedlich der Anteil des einen oder andern Erwerbszweiges im einzelnen Schachen sein konnte.⁷³

Offensichtlich beeinflusste das unmittelbare Hinterland die Berufsstruktur der Schachensiedlungen entscheidend. Zwei Beispiele: Nicht von ungefähr hatten der obere und der untere Langnauer Dorfschachen, gleich unterhalb des Marktores gelegen, den höchsten Anteil an Handwerkern und Gewerbetreibenden, denn oben im Dorf fanden Störhandwerker aus dem Schachen immer wieder lohnende Aufträge. Ähnlich gut gelegen war der lange Mungnau-Bomattschachen für Tagelöhner, die auf den Höfen des angrenzenden Hügelgebiets zur saisonal wechselnden Arbeit erwartet wurden. Zwischen Schachensiedlungen, Dörfern und Höfen war dieser Austausch von Arbeitskraft und Erwerbsangebot seit langem eingespielt. Die wechselseitige wirtschaftliche Abhängigkeit, das Aufeinander-Angewiesensein von reichen Bauern oben auf den Höfen und armen Tagelöhnern

Berufsstruktur in Schachendörfern, 1798 (in %)



bzw. Handwerkern unten im Schachen beschrieb Gotthelf aus genauer Kenntnis; die vielen Formen von Abhängigkeit galten auch vor 1800.⁷⁴ Wo aber waren all die Heimarbeiter der Emmentaler Leinwandindustrie, von der die Berichterstatter des 18. Jahrhunderts rühmten, dass sie den Armen Verdienst und Nahrung verschaffe? Das konnte doch kaum der kleine Weberanteil von 9 % im Bomatt- oder 11 % im Mungnau-schachen sein? Offensichtlich hat man die Heimweber unter anderer Berufsbezeichnung zu suchen. Der Schlüssel zum Verständnis liegt darin, dass die vielen Schachenleute, die sich nicht ausdrücklich als Handwerker, als Schneider, Schuhmacher, Maurer, Nagler usw., sondern als «Tagelöhner» bezeichneten, eigentlich Gelegenheitsarbeiter auf verschiedenen Gebieten waren oder, wie dies 1764 Pfarrer David Ris negativ formulierte⁷⁵, Leute wären, «die zu keiner arbeit lust haben». Am vertrautesten war den meisten ohnehin die landwirtschaftliche Arbeit. Nun war diese Erwerbsmöglichkeit jedoch saisonal beschränkt und brachte zudem wenig ein.⁷⁶ Also

mussten die Tagelöhner in den beschäftigungslosen Zeiten auf irgendeinen Zusatzerwerb aus sein, sei es Stümpelhandwerk (nichtprofessionelles Handwerk) oder eben Heimarbeit. Pfarrberichte der Enquête von 1764 bezeugen für Männer Weben und Spinnen. Wer sich bei der Befragung als «Weber» bezeichnete, der war Berufsweber, also gelernter Handwerker. Der grosse Rest, der sich als «Tagelöhner» bezeichnete oder gar keinen Beruf angab, wob, wenn die geläufigere Landarbeit fehlte, und zwar ohne Berufsausbildung und mit beschränkter Übung. Genau diese Gelegenheitsweber meinte der Huttwiler Pfarrer, wenn er über die «pfuscher» herzog, die «darauf los weben und elende tücher machen».⁷⁷ Heimarbeit in den Schachen war somit ausschliesslich Zusatzverdienst und deshalb statistisch nicht erfassbar. Ohnehin waren in den statistisch relevanten Listen stets nur die Männer aufgezeichnet, wobei die Pfarrberichte von 1764 ahnen lassen, dass im Sektor Heimindustrie Frauenarbeit bedeutender war: Frauen woben oder spannen und besorgten daneben auch den Flachsabbau, von dem die Hausindustrie abhing. In diesem Sinn ist der Ausspruch des Landvogts Samuel Mutach zu werten, dass das Emmental verarmen müsste, «wan nicht der schöne gespünst- und leinwaad gwärb [...] den armen nicht verdienst und nahrung schaffen würde».⁷⁸

Die Mischerwerbsstruktur mit landwirtschaftlicher Tagelöhnerarbeit, textiler Heimarbeit, Stümpel- oder gelerntem Handwerk ist aus weiten Teilen der heimararbeitenden Schweiz überliefert.⁷⁹ In der Gunst der Emmentaler Schachenleute stand Tagelöhnerarbeit stets vor Spinnen und Weben, teils auch vor der Ausübung eines Handwerks; man griff zur Heimarbeit nur, wenn andere Arbeit fehlte, wobei der Anteil der jeweiligen Beschäftigung von der Gelegenheit diktiert war. Aus diesem Grund veränderten im Unterschied zur Ostschweiz⁸⁰ Heimarbeit, Handwerk und Kleingewerbe den Hausbau weit weniger: Die Schachenhäuser blieben wie die Taunerhäuser Emmentaler Bauernhäuser in Kleinformat. Die starke numerische Vertretung von Tagelöhnern und Störhandwerkern in den Schachen hatte gleichwohl ihre Auswirkung: Schachendörfer waren – den heutigen Agglomerationssiedlungen nicht unähnlich – tagsüber von den erwerbsfähigen Männern und Frauen weitgehend verlassen; diese pendelten zur Arbeit auf die Höfe und in die Dörfer und benützten ihr Schachenhäuser zumindest zeitweise bloss als Schlafstätte.⁸¹

Noch ist aber die Frage nach der von den Zeitgenossen angeprangerten moralischen und mentalen Minderwertigkeit der Schachenleute und deren Hang zu Müssigang und Betteln zu beantworten. Im 18. Jahrhundert waren

die Löhne in allen Sektoren bekanntermassen gedrückt: Handwerksarbeit war generell schlecht bezahlt.⁸² Selbst hochqualifizierte Handwerksmeister, die weitherum Aufträge erhielten und dank ihrer Werke bis in unsere Zeit hinein bekannt blieben wie die Zimmermeister Hans Gottier und Peter Maurhofer, konnten sich höchstens im Vergleich zu ihren ärmeren Schachennachbarn bescheidenen Wohlstand schaffen. Erschwerend kam hinzu, dass Handwerker und Tagelöhner von den Hofbauern traditionell teilweise in Naturalien⁸³ entlohnt wurden, was wiederum der schlechtbezahlten Heimspinnerei und -weberei doch immer wieder Zulauf brachte, weil aus dieser Tätigkeit zumindest Bargeld floss. Alles in allem war Schachenda-sein ein Leben von der Hand in den Mund; es war das damals überall bekannte Los der Unterschichten – Schachenarmut war strukturbedingt. Welch wichtige Rolle zum Überleben hierbei das auch noch so kleine Schachenhäusli oder der Hausanteil sowie die Versorgung aus Garten und Pflanzplätz (Bünde) spielten, hielt Gotthelf in «Käthi die Grossmutter» auch für das 19. Jahrhundert fest. Weil ein Rückhalt darüber hinaus jedoch weitgehend fehlte, wirkte sich zeitweilige Arbeitslosigkeit beziehungsweise saisonaler Arbeitsausfall, Krankheit und Unfall, jede Form von Krise ganz unmittelbar auf das Fortkommen der Menschen aus; Not konnte so unvermittelt ausbrechen und nicht selten auch Hunger. Deshalb gehörten in den periodischen Notlagen zeitweiliges Betteln und die Armenunterstützung fast zwangsläufig zur notwendigen Überlebensstrategie. Dies galt wiederum für die arme Bevölkerung generell, gleich ob jemand oben im Dorf oder unten im Schachen wohnte. Nur fehlte eben im Unterschied zu den Dörfern und zum Einzelhofgebiet eine soziale Durchmischung in den Schachendörfern fast ganz. Daher mussten die zeitweise vielen Bettler und Arbeitslosen aus den Schachen den Zeitgenossen doppelt auffallen; und weil sie dem Dorf und den Höfen «beschwerlich» fielen, konnte der «Arbeitslose» im Werturteil schnell zum «Arbeitsscheuen» werden.

Fassen wir zusammen: Die Schachen waren noch im 16. Jahrhundert Wildnis; sie vermochten nur arme Siedler anzuziehen und blieben auch weiterhin Orte für Arme, für soziale Absteiger – mehrteils Angehörige des eigenen Kirchspiels. Anfangs hatte die Siedlungstätigkeit und auch die berufliche Ausrichtung auf das Landhandwerk innovativen Charakter. Indessen blieben die Siedlungen im 17. und 18. Jahrhundert trotz Zunahme an Häusern und Bewohnern ohne dörfliche Infrastruktur blosser Annexe ihrer Pfarrdörfer. Auch die Schachenleute verharrten grösstenteils in den alten

Beschäftigungsmustern mit Tagelöhneri und Störhandwerk und machten den Wandel zum neuen Erwerbsangebot – der Heimarbeit – nur bedingt mit. Die Zeit nach 1800 brachte für die Schachensiedlungen keinerlei Änderung; sie blieben Armenbezirke wie zuvor. Vor diesem Hintergrund von Schachenarmut führte Gotthelf seinen Kampf gegen das Branntweinlaster. Der Historiker Albert Jahn erwähnte 1857 bei der Beschreibung des Rüegsauschachens zwar die Armut seiner Bewohner, wies aber auch auf «einige Industrie von Kammachern, Messer- und Hohlbohrerschmieden, deren Fabrikate weithin verführt werden».⁸⁴ Im Urteil des Eggiwiler Pfarrers Imobersteg galten 1876 die «Schachendörflein» immer noch als «Sammelplätze der besitzlosen Klasse, Plätze, wo die Armut erblich wohnt, der Ort des Weinens und des Klagens, aber auch des Lachens und der Lust, die Heimat derer, auf welche die habliche Bauersame mit Blicken der Geringschätzung hinschaut . . .».⁸⁵ Und noch 1905 nannte Emanuel Friedli die «Schachehüttli mit zerbrochenen Scheiben in den kleinen trüben Fenstern Zeugen der tiefsten Armut und Verkommenheit».⁸⁶

Angesichts der heute prosperierenden Industrie-, Gewerbe- und Wohnsiedlungen in den Schachen müssen diese und ähnliche Beschreibungen des damaligen Schachendaseins jedem, der die rasante Entwicklung der Schachen im 20. Jahrhundert, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg nicht kennt, unglaublich vorkommen. Beispielhaft sei deshalb die Entwicklung des Rüegsauschachens zitiert: Nach 1950 hatte sich diese frühere Armensiedlung rasch zum Schwerpunkt der ausgedehnten Gemeinde Rüegsau entwickelt, und zwar hinsichtlich der Bevölkerungszahl, des Arbeitsplatzangebotes und des Steueraufkommens⁸⁷, während die vordem stolzen bäuerlichen Gemeindeteile Rüegsau und Rüegsbach mit ihren Hofbetrieben, die zum kommunalen Steuereinkommen wenig beitragen und immer weniger Personal beschäftigen, an Bevölkerung stark einbüssten. Nachdem die Gemeinde 1985 ihre Verwaltung vom Dorf hinunter in den Schachen in ein grosszügiges Verwaltungszentrum verlegt hatte, nur wenig entfernt von den Neubauten des Alters- und Pflegezentrums, des Kirchgemeindehauses und der Hauptpost, übernahm der ehemals verachtete Schachen die Funktion als Gemeindezentrum. Zum modernen Gewerbe- und Industriequartier entwickelte sich auch der einst noch armseligere Goldbachschachen, vor 1905 umbenannt in «Lützelflüh-Unterdorf». An den alten Namen Goldbachschachen dürften sich mit der Zeit nicht einmal mehr Einheimische erinnern, was in diesem Fall eine Art von Vergangenheitsbewältigung zu sein scheint.

Die ganze Entwicklung aber ist das Ergebnis der Verkehrserschliessung und der Emmenkorrektur. 1864 führte die erste Eisenbahn mit der Linie Bern–Langnau ins Emmental. Sie und alle folgenden Linien wurden aus bautechnischen Gründen im flachen Schachengelände angelegt, nämlich 1881 die Langnau–Burgdorf-, 1899 die Burgdorf–Thun-, 1908 die Ramsei–Huttwil- und 1915 die Sumiswald–Wasen-Bahn. Damit kamen die Bahnstationen überall nicht in die alten Pfarrdörfer, sondern unten in die Schachen zu liegen. Ebenfalls im Schachen verliefen die etwas später neuangelegten Durchgangsstrassen. Der Bahnbau machte Flussverbauungen nötig. Diese wiederum lösten ab 1884 die umfassende Korrektur der Emme durch Kanton und Bund aus, dank der die Schachengemeinden seit den 1910/20er Jahren von der schweren Last der Emmenverbauung im Gemeinwerk befreit wurden. Und so geschah es, dass all jenen Schachendörfern, die mit eigener Station an eine der Eisenbahnen zu liegen kamen, mit einem Sprung auf den fahrenden Zug der Anschluss an die Industrialisierung buchstäblich in letzter Minute gelang. Von den Bahnstationen aus erhielt die Siedlungstätigkeit neue Impulse: Nur rund 20 Jahre nach Eröffnung der Emmentalbahn hatte der Goldbachschachen sein Aussehen verändert: Um 1900 lagen um die Bahnstation und das Bahnhofrestaurant bereits eine Poststelle, ein Gasthof, zwei Fabriken, drei Werkstätten und acht Kaufläden bzw. Handelsfirmen, die neuerbauten Wohnhäuser nicht gezählt.⁸⁸ Der neue Aufbruch erfasste vorzüglich Trubschachen, Bärau (Gemeinde Langnau), die Langnauer Dorfschachen, die heute ununterscheidbar mit dem Dorf verbunden sind, das langgezogene Schachengebiet von Mungnau, Bomatt und Zollbrück (Gemeinden Lauperswil und Rüderswil), der Goldbach- (Lützelflüh-Unterdorf) und Rüegsauschachen sowie Grünen, Grünenmatt und Wasen. Seit den 1970er Jahren stieg die Beliebtheit der Schachendörfer weiter an, nun als Wohnorte von Pendlern, die dank kurzer Fahrzeiten ihr Brot in den Regionen Bern und Burgdorf verdienen können. Die grosse Nachfrage nach Bauland und nach Einfamilienhäusern mit Garten trieb die Land- und Liegenschaftspreise hoch; heute zählen Bodenpreise beispielsweise in Rüegsauschachen zu den höchsten in der Gemeinde. Schachen aber, die weder an die Eisenbahn noch an Transitstrassen zu liegen kamen, haben praktisch keine Industrialisierung und wenig Ausbau erfahren. Dazu zählen vor allem die am linken Ufer der Emme gelegenen Lauperswil-, Rüderswil- und Schnetzenschachen, aber auch der Ranflüschachen, zwar rechts der Emme längs von Bahn und neuer Talstrasse gelegen, doch ohne Bahnstation und auch ohne direkten

Anschluss an die neue Hauptstrasse. Während die rasch voranschreitende Bautätigkeit in den industriell und gewerblich erschlossenen Schachendörfern die Siedlungsstruktur wesentlich veränderte, zumal auch den Bestand an Schachenhäusern weitgehend dezimierte, blieben Siedlungsstruktur und Häuser in den verkehrsabgewandten Schachen besser erhalten, am besten wohl im abseits liegenden Rüderswilschachen. Hier lohnt sich denn auch ein Vergleich zwischen der heutigen Siedlungssituation und jener der Schachenpläne des 18. Jahrhunderts. Im Rüderswilschachen stehen heute verschiedene alte Holzhäuser am Wegnetz und im Gelände, wie aus dem Schachenplan von 1728 bekannt ist (siehe oben Abb. 4). Dies gilt auch für die wenigen Schachenhäuser an der Einmündung des Oberfrittenbachs in die Emme unterhalb des Dorfes Langnau. Ob es sich bei den heutigen um die in den 1720/30er Jahren verzeichneten Häuser oder um Nachfolgebauten handelt, müsste in jedem Fall eine Bauuntersuchung abklären.

Es lag jedenfalls in der Natur dieser einst schindelgedeckten einfachen Holzhäuser, dass sie von Zeit zu Zeit baulich überholt werden mussten. Aber ebenso erfuhren sie Veränderungen, wenn neue Besitzer Teile des Hauses einer anderen Zweckbestimmung zuführten. Dies soll an den zwei Beispielen aufgezeigt werden, die wir aus dem Schachenplan von 1728 (Abb. 4) bereits kennen, nämlich an den Häusern der damaligen Zimmerleute Hans Gottier und Urs Tällenbach im Rüderswilschachen; beide Häuser dürften, wenn auch kräftig verändert, in ihrem Grundbestand erhalten sein.⁸⁹

Beide Häuser sind Ständerbauten mit zwei vollausgebauten Holzobergeschossen auf einem in Stein aufgeführten, von aussen begehbaren hochgelegenen Kellergeschoss, dies in Rücksicht auf den feuchten Baugrund des Schachens. Beide Häuser vereinen Wohn- und Ökonomieteil unter einem langgezogenen Dach, wobei dem Wohnteil die bessere Lage zukommt, hier die Ausrichtung nach Südosten. Der Ökonomieteil war ehemals auf das Erwerbsleben des Besitzers als Handwerker und Klein- oder Gartenbauer ausgerichtet, umfasste somit Werkstatt, Kleinstall, Tenne und sonstigen Stauraum.

Das grössere Haus des bekannten Zimmermeisters Hans Gottier (Abb. 9) besteht noch aus dem alten südost-gerichteten zweistöckigen Wohnteil in Holz samt Kellergeschoss in Stein. Die einst schöne Front des Holzbaus spiegelt massive Eingriffe des 19. und 20. Jahrhunderts, so etwa die Panoramafenster von 1959 im Stubenbereich. Vollends verändert ist der hintere

Teil des Hauses: Hier steht ein 1924 errichteter Wohnteil, nach Nordwesten ausgerichtet, höher und breiter, als der ältere Wohnteil und als der ehemalige Ökonomieteil des Schachenhauses gewesen sein muss. Es war wohl der Zwang zu besserer Ausnützung des Bauvolumens, der 1924 den Bau des vermietbaren zweiten Wohnteils anstelle der Ökonomie diktierte.⁹⁰

Das benachbarte kleinere Haus des weniger berühmten Zimmermanns Urs Tällenbach, ebenfalls südost-gerichtet, umfasst noch heute den zweistöckigen Wohnteil und den hart an der Strasse liegenden Ökonomieteil unter dem einen Dach. Beide Teile erfuhren in den letzten hundert Jahren eingreifende Veränderungen. Am meisten wurde der Ökonomieteil betroffen: Er beherbergte einst strassenseits die Werkstatt und gartenseits den Kleinstall, gross genug für drei Tiere, samt einer kleinen Futtertenne. In der Regel hatte bei einer Hausübernahme der neue Hausbesitzer die Werkstatt dem eigenen Handwerk angepasst; 1888 liess der damalige Hausbesitzer in die von ihm offenbar nicht benötigte Werkstatt eine kleine zweizimmerige Einliegerwohnung einbauen. Der heutige Besitzer unterwarf 1959 das ganze Haus einem grösseren Um- und Ausbau: Im Ökonomieteil wurden anstelle der Einliegerwohnung Garagen und im rückwärtigen Teil anstelle des Stalls eine Kleinwerkstatt eingebaut. Da der Wohnteil ohnehin saniert werden musste, erhöhte man gleichzeitig die beiden Stockwerke und vergrösserte die Fenster, was zwar die Wohnqualität entschieden verbesserte, doch gravierend in die ehemalige ästhetische Ausgewogenheit der Hausfront eingriff.⁹¹

Hausunterteilungen oder Hausanbauten, Zweckveränderungen an den gewerblichen Hausteilen oder auch nötig gewordene allgemeine Bausanierungen hatten von jeher Aussehen und Bestand der Schachenhäuser verändert. Dank verbesserter Finanzlage ihrer Bewohner fielen die Eingriffe im 20. Jahrhundert erheblich stärker aus als früher und führten sogar zu Abbruch und Hausneubau auf dem inzwischen teuren Schachenland.

Unter die hauptsächlichsten Eingriffe in die alte Bausubstanz fielen wohl an erster Stelle die Aufhebung der Rauchküche und der Einbau einer zweckdienlichen Kücheneinrichtung mit Elektroherd, bei Holz- oder Erdölfeuerung der Bau eines Ofen- und Herdkamins.⁹² Zur Verbesserung des Brandschutzes hatten die alten Schindeldächer der Ziegel- oder Eternitbedachung zu weichen. Der Wunsch nach hellerem Wohnen führte zu Neubefensterung durch grössere und mehr Fenster, die sogenannten Panoramafenster, und durch Dachfenster. Neue Heizöfen oder Zentralheizungen, fliessendes Wasser und Elektrizität, moderne Küchen und das nach



Abb. 9 Das Haus des Zimmermeisters Hans Gottier heute: Der alte Wohnteil (Vordergrund) mit massiv veränderter Front, anstelle des Ökonomieteils der grössere Wohnbau von 1924 (Hintergrund)



Abb. 10 Das Haus des Zimmermeisters Urs Tällenbach heute: Der 1959 stark umgebaute Wohnteil (links) mit dem mehrfach veränderten Ökonomiteil (rechts)

1950 unumgänglich gewordene Badezimmer gehörten zur meist etappenweisen Neueinrichtung. Was vom ehemaligen Bestand an Schachenhäusern auf die heutige Zeit gekommen ist, wurde inzwischen mehrheitlich um- und ausgebaut. Manche Häuser, innen und aussen mit Verständnis für den historischen Bestand liebevoll restauriert, sind Kleinode geworden und zeugen vom Stolz ihrer Besitzer, wozu auch die eingefriedeten Gärten neben, unter- oder oberhalb der Häuser gehören.

Wie um 1570 erfreuen die neu herausgeputzten Anwesen und «die hübschen inschleg mit guotem boumgrätt» den Betrachter. Bei allem Wandel blieb sich jedoch eines gleich: Wie in frühern Zeiten arbeiten die Schachenhäuserbesitzer mehrteils auswärts und kehren am Abend zu Haus und Garten zurück, nun allerdings nicht zu Fuss, sondern je nach Lage des Schachens mit dem öffentlichen Verkehrsmittel oder dem Privatauto.



Abb. 11 Die Bahnstation Hasle-Rüegsau im Schachengelände, Aufnahme 1905

5. Anmerkungen

- ¹ «Graben» = ortsübliche Bezeichnung für das Bachtal, «Egge» für den Bergrücken zwischen den Gräben.
- ² Im Emmental wurde die Zelgverfassung früh, nämlich vor 1550 bis um 1600 abgeschafft und Zelgland und Allmenden auf die Höfe verteilt; dazu siehe *Häusler*, Das Emmental im Staate Bern II, S. 171–210. Vollständige Titel siehe Literaturverzeichnis am Schluss der Studie.
- ³ *Häusler*, Die alten Dorfmärkte des Emmentals, 11–22.
- ⁴ Schache, swm., Sg. = Pl., u. a. «ein flaches mit Buschwerk bestandenes Flussufer, Landzunge» (*Idiotikon VIII* 102 ff.); «einzeln stehendes Waldstück oder Vorsaum eines Waldes» (*Lexer*, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch); ahd. skahho m. «zungenartiger Streifen, Vorgebirge» (*Weingand-Hirt*, Deutsches Wörterbuch II, 662 f., 1910).
- ⁵ *Dubler*, Wohlen (Argovia 87, 1975): Rekonstruktion des Siedlungsausbaus eines aargauischen Ackerbauerdorfes vom Mittelalter bis ins 20. Jh. (S. 283–321).
- ⁶ Abort m. «abgelegener Ort» (*Idiotikon I* 486).
- ⁷ Hierzu siehe *Braun*, Industrialisierung und Volksleben I, 155 ff.
- ⁸ Am Lauf der Kleinen Emme (Kt. Luzern) entstand vor 1800 nur eine einzige weilerartige Schachensiedlung, das Dorf Schachen (Gem. Malters); Emmenbrücke, teils auch auf Schachenland, entwickelte sich erst nach 1850 zur Siedlung (*Dubler*, Geschichte der Luzerner Wirtschaft, 1983).
- ⁹ Als Beispiele für Allmendsiedlungen: Das «Viertel» Allmend in Huttwil; die heutige Gemeinde Wyssachen (bis 1908 Wyssachengraben oder Grabengemeinde) ist eine spätmittelalterliche Allmendsiedlung aus der Zeit ab 1455. Als Beispiel für eine Siedlung am «Abort»: Hämelbach (Gem. Trub), eine Armensiedlung im engen Hämelbachgraben bei Kröschenbrunnen an der bernisch-luzernischen Kantonsgrenze.
- ¹⁰ Schutzbestimmungen für den Auenwald der Herrschaft Landshut nach 1479: «Item man sol nitt gestatten nymanss, der ütcez von holcz huwy in dem schachen [...], den er von myr und der herschafft erzogen ist mitt grosser müw und schwerem ckosten. Den wa der selb schachen tyck und ze mengem mall nitt gesyn wer, so hett das burgsess grossen schaden müssen enpfachen; harumm so sol man in stetss im ban haltten» (RQ Obergeraargau, Urbareintrag s. d. [nach 1479]).
- ¹¹ *Braun*, Industrialisierung und Volksleben (s. Lit. im Anhang).
- ¹² *Häusler*, Das Emmental im Staate Bern bis 1798, Band II, S. 211–259.
- ¹³ *Huber-Renfer*, Die Emme und ihre Ufer, 1952; Ders., Die Besiedlung des Unteremmentals, 1942; *Würgler*, Rüegsauchachen, die Schachengemeinde, 1961.
- ¹⁴ Siehe Verzeichnis der gedruckten und ungedruckten Quellen im Anhang.
- ¹⁵ Schiedsurteil um Schacheneinschläge der Bauern von Langnau, 1518 (RQ Emmental Nr. 143).
- ¹⁶ Der erste Hinweis auf die Existenz von Schachensiedlern findet sich in den Sumiswalder Beschwerdeartikeln von 1527 vor Einführung der Reformation: Die dortigen Bauern fordern, dass der Schachen nicht ohne ihr Wissen verliehen werden dürfe, sie tolerieren aber die eben begonnene Besiedlung: «Doch die hüßly, so jetzt daruff sind, [sollen] belyben, alls der comendur [Komtur von Sumiswald] das bißhar brucht hatt» (StABE, A II 95, S. 232).
- ¹⁷ Das Weideland, gleich ob Allmend oder Schachen, gehörte im Zelgwirtschaftssystem zum grundherrlichen Bodenangebot, an dem jeder Leihehof Anteil hatte, d. h. – wie die Zeitgenossen es formulierten – war «zu den gütern gegeben» und den Bauern «von jewält dahar alls für ir weydtgang und valdtfhart verlichenn» (RQ Emmental Nr. 241b). Obschon

die Bauern an den Allmenden (Weide, Wald, Schachen) bloss die Nutzung hatten, verfuhr sie mit dem Boden nicht selten ziemlich frei wie mit Eigentum.

¹⁸ Ingress des Sumiswald-Urbars von 1572 (Druck: RQ Emmental Nr. 225).

¹⁹ In der Herrschaft Sumiswald des Deutschen Ordens, seit der Reformation von einem Bernburger im Namen des Landkomturs verwaltet, gingen zwei Drittel der Schachenhüsli-Zinsen an den Komtur und ein Drittel an die «underthanen der gemeind», nämlich die weideberechtigten Bauern (RQ Emmental Nr. 225, S. 387). Eigenmächtig teilten die Kirchgemeinden Lauperswil um 1551 und Kirchberg um 1590 armen Leuten Schachenboden gegen Zins zum Siedeln zu (RQ Emmental Nr. 203 a; RQ Burgdorf Nr. 515).

²⁰ RQ Emmental Nr. 225 (S. 386), Nr. 218 (S. 363).

²¹ RQ Emmental Nr. 218, § 5. Bereits bei der ersten Redaktion der Emmentaler Landsatzung von 1559 wurde das Problem der Übervölkerung und des Landesausbaus – hier vor allem im Blick auf Rodungen von Wald- und Allmendland – angesprochen: «Wie sich diser zit vil begibt, daß man von vile wegen der lütten wildinen und grusam rüchinen ufbricht und schwänet...» (RQ Emmental Nr. 210, Art. 75, S. 310).

²² Der 1566 weggerissene Mühlenkomplex an einem Emmenkanal im Lauperswilschachen wurde 1568 ans gegenüberliegende Ufer versetzt und als «Neumühle» am Alisbach im Mungnau-Bomattschachen neu erstellt (StABE, Trachselwald Urbare Nr. 2 [1569], S. 147 ff.).

²³ Rechtsetzung um die Schachenbesiedlung an drei Gerichtssessionen in Trachselwald und Lauperswil vom 28. August/18. September 1568 (RQ Emmental Nr. 216).

²⁴ Zur Rechtssituation der Schachen im Emmental: Im Napfraum waren die Schachen gleich wie die Allmenden und Wälder Bestandteil der örtlichen Grund- und Niedergerichtsherrschaft, der im übrigen auch Regalien wie Hochwälder, Jagd, Fischerei und Herrenmähler zugehörten, die andernorts von den Hochgerichtsherren beansprucht wurden (s. hiezu: *Dubler*, Adels- und Stadtherrschaft im Emmental des Spätmittelalters, in: AHVB 1992, S. 45 und S. 88, Anm. 107). Seit dem 16. Jh. erhob nun aber Bern, gestützt auf seine Landesherrschaft, Anspruch auf diese Regalien und ebenso generell auf die Allmenden. Die Neusiedler in den Schachen gaben der bernischen Obrigkeit somit die Möglichkeit in die Hand, nunmehr ihre Oberherrschaft auch auf die Schachen auszuweiten: Ihr Ankläger am Gericht des Landvogts von Trachselwald wirft 1568 den Schachenleuten vor, dass sie im «fryentschachen und ryßgrund, da die allmendt unser gnädigen hern ist, inschlagen habent, ane unser gn. hern erloubtnus» (RQ Emmental Nr. 216). Dieser Anspruch ging unwidersprochen durch, da wo die Obrigkeit selber Niedergerichtsherrin war (Langnau, Ranflüh, Trachselwald, nach 1528 auch Trub), wurde aber von den Inhabern privater Herrschaften wie Brandis, Sumiswald, Lauperswil (Ettergericht) bis ins 17. Jh. hinein zurückgewiesen, letztlich allerdings ohne Erfolg (RQ Emmental Nr. 203 b, Nr. 257).

Zum Begriff «ryßgrund» (Reisgrund): dem Grundherrschaft, später der Obrigkeit zustehender Flußlauf mit Ufern.

²⁵ Reglemente für die Schachensiedler: RQ Emmental Nr. 216 c (1568), Nr. 218 (1569), Nr. 225 (1572), Nr. 257 e (1620).

²⁶ Grundlagen: Urbare und Planaufnahmen, siehe Quellenverzeichnis.

²⁷ Die heutige Gemeinde Trubschachen, bis 1867 unter dem Namen Innerer Lauperswilviertel, bestand in der Hauptsache aus sechs mittelalterlichen Einzelhöfen an den bergigen Ilfisufern; erst im 18. Jh. bildete sich in der kleinen Schachensiedlung am Eingang ins Trubertal, teils auf Boden von Trub, teils von Langnau liegend, dank Helferei (1727; 1874 Pfarrei) und Schule (1735) und angesiedeltem Gewerbe der Kern einer eigenständigen Gemeinde.

- ²⁸ Schachenbesiedlung und Flusswehr wurden von *Häusler*; Das Emmental im Staate Bern, II 211–249 (das Schwellenwesen), rechts- und verwaltungsgeschichtlich gültig untersucht und dargestellt; Darstellung der verschiedenen Techniken der Flussverbauung bei *Friedli*, Bärndütsch – Lützelflüh, S. 62 ff.
- ²⁹ Die Herrschaft Brandis mit den Gemeinden Rüegsau und Lützelflüh war in der Hand privater Herren und wurde 1607 von Bern erworben und als Landvogtei eingerichtet. Die Deutschordensherrschaft Sumiswald (im Umfang der heutigen Gemeinde Sumiswald) wurde erst 1698 bernische Landvogtei (*Häusler*, Das Emmental im Staate Bern I, 124–142).
- ³⁰ Die Allmendteilungen sind Bestandteil eines weitgreifenden wirtschaftlichen Wandels im Emmental: Taldörfer und Weiler gingen von der Zelgwirtschaft ab, hoben den Flurzwang auf und bebauten das Land im freien Feldgraswechsel; die Allmenden wurden auf die Höfe aufgeteilt. Dieser Prozess setzte vor 1550 ein und war um 1600 weitgehend abgeschlossen (*F. Häusler*, Das Emmental im Staate Bern II, 171–210).
- ³¹ *Huber-Renfer*, Die Emme und ihre Ufer, S. 123–137; *Emme 2050*, 1988; *Aerni*, Naturlandschaft und Wandel (Fall Rüegsauschachen), 1970.
- ³² Anzahl Schachenhäuser [und Gewerbebauten] nach Angaben der Urbare 1569–1798 (Zahlen zum Diagramm):

Schachen	1569/72	1625–69	1734/36	1782/84	1798
Rüegsau	–	24	24	–	34 [2]
Goldbach	8	23	22	19	19 [2]
Rüderswil	11	17	14	14	15 [1]
Ranflüh	5 [3]	16	13	12 [1]	12
Bomatt-Zollb.	16	} 28	37 [8]	38 [3]	36 [4]
Mungnau	4 [6]		20 [4]	12	13
Lang. unt. Dorf	} 13 [5]	} 29 [15]	18 [13]	ca. 17	12
Lang. ob. Dorf			20 [2]	viele	17
Grünenmatt	4	13	13	18	18 [11]
Grünen	5 [5]	–	12 [7]	22	20 [9]

(Quellen siehe Quellenverzeichnis im Anhang: Für Spalten (1)–(3) Trachselwald und Signau Urbare im StA Bern, für Spalten (4)–(5) Regionenbücher und Beschreibung der Landschaft Emmental).

- ³³ Leider galt dies nicht für die Mediatherrschaft Brandis; hier entstanden Urbaraufnahmen erst unter bernischer Herrschaft (s. oben Anm. 29), nämlich 1669. Zur Überlieferung der Urbare im Staatsarchiv Bern siehe Quellenverzeichnis im Anhang.
- ³⁴ Beispiele aus *Häusler*; Das Emmental im Staate Bern II, S. 308–309.
- ³⁵ *Schweizer*, Kunstführer Emmental, Register.
- ³⁶ Zitiert nach *Häusler*, Das Emmental im Staate Bern II, S. 248 f.; zu den «beträchtlichen» Besitzungen zählen Bauernhöfe, die es in einzelnen Schachen (z. B. Langnauer Eischachen) auch gab.
- ³⁷ Inventarisations-Auftrag der *Stelle für Bauern- und Dorfkultur*; ihre Inventare enthalten wertvolle Dokumentation in Text und Fotomaterial; für die Hilfe bei der Benützung der verschiedenen Inventare bedanke ich mich bei Herrn Heinrich Christoph Affolter.
- ³⁸ *Geschick* (Gschock, Gschickli) n. häufig kleines Heimwesen (*Idiotikon VIII* 502).
- ³⁹ 1783 werden von 146 unbemittelten Personen in 27 Haushaltungen des Raumes Grünen-Sumiswald gesamthaft 30 Ziegen gehalten (StABE, A V 1257, fol. 102 ff.).
- ⁴⁰ «Besunder zu Grünen mit hanntwerckern und taglönern schier zu einer vorstatt geraten ...» (RQ Emmental Nr. 225, S. 386).
- ⁴¹ «Regionbuch (Regionenbuch) tom. III, Landschaft Emmental» (StABE).

- ⁴² Angaben aus dem Urbarteil «Sumiswald im dorff»; Quelle: StABE, Trachselwald Urbare Nr. 28 (1737).
- ⁴³ Ris charakterisierte Schachensiedlungen um 1770 generell: «Die häuser sint wie in einem dorff nahe beysammen und der strasse nach gebaut» (*Häusler*, Das Emmental im Staate Bern II, 248 ff.).
- ⁴⁴ Helferei: Pfarrfiliale mit einem «Helfer». – Der Pfarrer des ausgedehnten Kirchsprengels Sumiswald hielt seit 1705 im Wasen Kinderlehre, doch erst 1826 wurde eine Helferei eingerichtet.
- ⁴⁵ Hintersässe = am Wohnort meist nicht vollberechtigter Stadt- oder Dorfbewohner; s. *Dubler*, Der «Hintersässe»... (Untersuchung der Verhältnisse im Emmental).
- ⁴⁶ Bürgeranteil in Emmentaler Schachensiedlungen, 1798 (in %); Zahlen zum Diagramm: Langnau, ob./unt. Dorfschachen: 90,8; Rüderswilschachen 88,9; Goldbachschachen 81,8; Rüegsauschachen 77,8; Mungnauschachen 64,9; Bomatt-Zollbrück 62,2. Quellen: Verzeichnis der huldigungspflichtigen Mannschaft [1798] (StABE B XIII 437); für Goldbach- und Rüegsauschachen: Armensteuerlisten 1783 und 1787 (StABE, BezA Trachselwald, Kontraktenprotokolle Brandis 12, 15).
- ⁴⁷ Aus dem Bericht von David Ris, zitiert nach *Häusler*, Das Emmental II, 248 ff.
- ⁴⁸ Sumiswald Urbar von 1572; Druck: RQ Emmental Nr. 225 (S. 385 und S. 388, sub Dürrenroth).
- ⁴⁹ «Sy sigend arm gsellen und taglöner, sust vermögen sy wenig» (Zitate aus StABE, Trachselwald Urbare Nr. 2 [1569]; Druck: RQ Emmental Nr. 216).
- ⁵⁰ Streit zwischen der Herrschaft Brandis und ihren Bauern in Rüegsau 1580: Es «sye der herr von Brandis oder die gewäßnen vögt daselbst zug' farenn, vil plätz und hofstetenn davon hinweg gelichenn und um bestimpten zinß ynschlachenn und behusenn laßenn, davon dan der berürt schachenn mechtig ingenommen und ire veldtfhart [Weidgang] umb sovil gemindert und geschwecheroth worden» (RQ Emmental Nr. 241 b).
- ⁵¹ Siehe hiezu *Dubler*, Hintersässen, S. 156 f.
- ⁵² Opposition der Bauern in Rüegsau gegen die Besiedlung des Rüegsauschachens 1658: «Es seye der [Rüegsauschachen] viel größer und beßer gwäsen, als er aber jetzunder seye [...], ursach, daß der schachen hüslenen je mehr und mehr auff gebawen und der hauslüthen und inwohneren anzahl je lenger je größer werde...» (RQ Emmental Nr. 241 e).
- ⁵³ Rüderswiler Dorfrecht von 1660 (RQ Emmental Nr. 326).
- ⁵⁴ Zitiert nach *Häusler*, Das Emmental im Staate Bern II, 248 ff.
- ⁵⁵ Diese Statistik ist Teil eines ausführlichen Projekts für eine Armenanstalt in Langnau, verfasst 1783 von Landvogt *Gottlieb Friedrich Ith* (StABE, A V 1293, fol. 1063–1090 und statistische Angaben fol. 1093).
- ⁵⁶ Bewohnerdichte pro Haus, 1798 (Langnau, ob./unt. Dorfschachen 1763):
- | Schachensiedlungen | Häuser | Einwohner | Bewohner/Haus |
|-----------------------------|--------|-----------|---------------|
| Wasen | 40 | 371 | 9,3 |
| Grünenmatt | 18 | 164 | 9,1 |
| Goldbachsch. | 19 | 160 | 8,4 |
| Rüegsausch. | 34 | 270 | 7,9 |
| Grünen | 20 | 153 | 7,7 |
| Langnau, ob./unt. Dorfsch. | 27 | 276 | 10,2 |
| <i>Dörfer im Vergleich:</i> | | | |
| Rüegsau-Dorfviertel | 41 | 215 | 5,2 |
| Sumiswald-Dorfviertel | 31 | 302 | 9,7 |
| Eriswil BE | 107 | 1500 | 14,0 |
| Wohlen AG | 92 | 1397 | 15,2 |

Quelle: StABE, Regionenbuch des Kts. Bern, 1798.

Im Vergleich dazu lag die Bewohnerdichte pro Haus in bäuerlich-heimindustriellen Dörfern des Kornbaugebiets (Eriswil BE mit Leinwandheimindustrie und Wohlen AG mit Strohflechtereie) durchschnittlich noch höher; doch auch da handelte es sich um grosse ehem. Bauernhäuser (*Dubler*, Wohlen, S. 291).

- ⁵⁷ *Dubler*, Hintersässen (Kommentar zur Auswertung der Steuerlisten im Anhang s. S. 163); zu den hier benützten Listen s. hinten Quellenverzeichnis.
- ⁵⁸ Als Beispiele *Grünen*: Mühle, Reib- und Stampfmühle, Sägerei, Walkerei sowie das Badestuben-Recht waren im 18. Jh. in der Hand eines einzigen «reichen» Unternehmers, der nicht im Schachen wohnte und die verschiedenen Betriebe nicht selber versah, sondern durch Lehenleute führen liess (StABE, A V 1257, fol. 130v und 139v); *Langnau*: Pulverstampfe, Färberei-Bleicherei, Walkerei, Gerberei und Mühle mit Nebenbetrieben waren in der Hand gutsituierter Unternehmer aus dem Dorf (StABE, Signau Urbare Nr. 18 [1734], fol. 391 ff.).
- ⁵⁹ StABE, A V 1293, fol. 1091–1094.
- ⁶⁰ Gutachten von Landvogt *Samuel Mutach* zur Wiedereinführung des Wochenmarkts in Sumiswald (StABE, A V 1255, S. 653).
- ⁶¹ *David Ris* (1716–1772) und *Gottlieb Friedrich Ith* (1739–1797), s. hinten Verzeichnis der Darstellungen.
- ⁶² Das Betteln, meinte Landvogt Ith, werde gefördert durch den «verkehrten begriff des almosengebens», durch das wahllose Spenden an Unwürdige (A V 1293, fol. 1072). Die allgemein übliche Versorgung der Armen war die von der Gemeinde organisierte «Kehr» der «Umgänger», die für Kost und Logis reihum den Bauern zugeteilt wurden.
- ⁶³ «Wie fünf Mädchen im Brantwein jämmerlich umkommen», S. 5–90. Schachendasein wird von Gotthelf in «Käthi die Grossmutter» geschildert.
- ⁶⁴ *Friedli*, Bärndütsch, Erster Band: Lützelflüh, S. 58.
- ⁶⁵ Als Beispiele für ältere Konzessionsbetriebe: *Grünen*: Mühle, Sägerei, Badestube; *Grünenmatt*: Mühle, Sägerei nach 1569 konzessioniert; *Langnau*: Mühle, Sägerei, Färberei, Gerberei und Ziegelhütte entstanden zur Zeit der Schachenbesiedlung durch bäuerliche und dörfliche Unternehmer: *Ranflüh*: Schmiede 1566 und Badestube 1570 konzessioniert; *Mungnau-Bomatt*: Gewerbekonglomerat (Mühle, Stampfmühle, Sägerei, Walkerei, Rindenmühle) am Alisbach, 1566–68 errichtet.
- ⁶⁶ *Dubler*, Handwerk, Gewerbe und Zunft, S. 345–349.
- ⁶⁷ Hinweis im Bericht von Landvogt *Ith* (StABE, A V 1293, S. 1073); brents = Gebranntes (Obstschnaps).
- ⁶⁸ Zur Verbreitung dieser Kleinmühlen, die zur Breibereitung Hafer, Roggen und Dinkel schroteten, s. *Dubler*, Schleiss, S. 353 f.
- ⁶⁹ Trachselwald Urbare Nr. 5 (1736), fol. 308, 313 und Register. Zur Konzessionserteilung musste ein Nagler (Nagelschmied) beweisen, dass er benachbarte Betriebe nicht konkurrenzieren werde (StABE, A V 1255, S. 829; A V 1255, S. 685 und 829; A V 1257, S. 120).
- ⁷⁰ «Wägen er der gantzen ehrenden gemeind alhie in syner arbeit mit der brügg über die Ylvis und angewändtem flyssigen flyß, yffer und ernst an dem kirchen gebeüw...» (StABE, KB Langnau 23, S. 43).
- ⁷¹ Im Raum Sumiswald gab es um 1768 17 konzessionierte Nagelschmieden mit ca. 60 Nagelstöcken, um 1788: 6 oder 7 Schleifer; in den Schachen von Rüderswil-Lauperswil (Bomatt-, Mungnau-schachen, Kalchmatt) waren um 1736 ca. 4 Nagelschmieden mit 20 Stöcken (Quelle: Anm. 69).
- ⁷² Diese Verzeichnisse enthalten Angaben zu folgenden Punkten: Name und evtl. Ver-

wandtschaft, Beruf, allfällige Krankheit, Alter (StABE, B XIII 437). Die Angaben wurden lokal erhoben und sind deshalb von unterschiedlicher Qualität.

⁷³ Berufsstruktur in Schachendörfern, 1798 (in %):

Berufe	Langnau-Dorfsch.	Mungnau	Bomatt-Zollb.
Handwerker-Gewerbler	52,4	27	31,1
Tagelöhner	39,7	59,5	51,1
Weber	–	10,8	8,9
Andere (u.a. Bauern)	7,9	2,7	4,4

Quelle: StABE, B XIII 437.

⁷⁴ *Gotthelf*, «Käthi die Grossmutter» (Kap.: Vom Verlauf der Frage und wie es Käthi und andern dabei geht).

⁷⁵ Pfarrbericht auf die Enquête von 1764 (StABE, B III 206, S. 110).

⁷⁶ Nicht von ungefähr wurde das von Landvogt Ith 1783 lancierte Armenhaus-Projekt an der Gemeindeversammlung vom Dezember 1783 gerade durch die «Berghöfe» torpediert, die Hofbauern hatten alles Interesse an einem grossen Angebot an Tagelöhnern, deren Löhne sie dementsprechend drücken konnten (StABE, A V 1293, fol. 1103).

⁷⁷ Pfarrbericht auf die Enquête von 1764 (StABE, B III 206, S. 143 ff.).

⁷⁸ Gutachten von Landvogt *Samuel Mutach* zur Wiedereinführung des Wochenmarkts in Sumiswald (StABE, A V 1255, S. 653).

⁷⁹ Vergleiche etwa *Markus Mattmüller*, Die Landwirtschaft der Schweiz. Heimarbeiter im 18. Jh. (ZAA 31, 1983, 41–56).

⁸⁰ *Braun*, Industrialisierung und Volksleben, S. 155 ff.; ohne Einfluss auf den Hausbau blieb die Region der alten heim- und verlagsindustriellen Strohflechterei; das Stroh wurde in der Wohnstube geflochten (*Dubler*, Wohlen).

⁸¹ Auch hiezu bringt *Gotthelfs* «Käthi die Grossmutter» Beispiele.

⁸² *Dubler*, Handwerk, Gewerbe und Zunft, S. 270–281; Dieselbe, Handwerker-Alltag in der Schweiz des Ancien régime, 37–52.

⁸³ Im Störhandwerk war der kleine Tagelohn üblich, nämlich die Naturalleistung von drei Mahlzeiten und einem (kleinen) Bargeldlohn; die Höhe des Bargeldlohns richtet sich ferner danach, ob das Rohmaterial vom Meister oder vom Kunden stammte.

⁸⁴ *Jahn*, Chronik ... des Kts. Bern, 1857.

⁸⁵ *Imobersteg* (Pfarrer im Eggiwil), Das Emmental nach Geschichte, Land und Leuten, 1876, S. 293 ff.

⁸⁶ *Friedli*, Bärndütsch, Bd. Lützelflüh, S. 61.

⁸⁷ *Aerni*, Naturlandschaft und Wandel der Kulturlandschaft (Beispiel Rüegsauchachen).

⁸⁸ *Friedli*, Bärndütsch, Bd. Lützelflüh, S. 61.

⁸⁹ Zu den beiden Häusern: Im Übersichtsinventar über den Baubestand des Rüderswilschachens (Ortsinventar von Dr. Andres Moser), das die Stelle für Bauern- und Dorfkultur 1972 erstellen liess, wurde die Entstehungszeit beider Häuser mit «Ende 18. Jh.» angegeben; es war eine Schätzung ohne vorausgehende Bauuntersuchung und ohne Beiziehung des historischen Planmaterials. Es kann sich somit durchaus um die bereits 1728 bestehenden Häuser handeln oder aber um später im 18. Jh. errichtete Nachfolgebauten.

⁹⁰ Für Auskünfte danke ich Herrn H. C. Affolter, Stelle für Bauern- und Dorfkultur Bern, und Herrn Markus Hirsbrunner, Spinnerei und Weberei Rüderswil.

⁹¹ Für Auskünfte danke ich Herrn Peter Widmer; weitere Angaben aus dem Ortsinventar von Dr. Andres Moser (Stelle für Bauern- und Dorfkultur).

⁹² Rauchküchen sind insgesamt wenige überliefert, im Rüderswilschachen eine einzige. Ihre Hausbesitzer haben sich auf Fleischräuchern im Auftrag einer Metzgerei spezialisiert.

6. Verzeichnis der Quellen und Literatur, Abbildungsverzeichnis

Quellen im Staatsarchiv Bern (StABE)

1. Urbare

Landvogtei Trachselwald: Trachselwald Urbare Nr. 2 (1569); Nr. 3 (1626); Nr. 5 (1736)
Landvogtei Brandis: Trachselwald Urbare Nr. 17 (1669); Zeit von 1729 auf fol. 387
Landvogtei Sumiswald: Trachselwald Urbare Nr. 27 (1572); Nr. 28 und 29 (1737)
Landvogtei Trachselwald: Signau Urbare Nr. 6 (1635); Nr. 17 (1625-33-37)
Schaffnerei Trub: Signau Urbare Nr. 18 (1734)

2. Planaufnahmen der Emmentaler Schachen (Auswahl):

StABE, Atlanten 111 (dat. um 1737): Ehem. Herrschaft / Landvogtei Sumiswald.
StABE, Atlanten 112 (dat. 1728-29): Ehem. Landvogtei Trachselwald.

3. Ausgewertete Steuerlisten:

Lützelflüh 1783/84 (StABE, BezA Trachselwald, Kontraktenprotokolle Brandis 12, 182–196).
Rüegsau 1789 (StABE, BezA Trachselwald, Kontraktenprotokolle Brandis 15, 132–149).
Affoltern 1780/83 (StABE, BezA Trachselwald, Kontraktenprot. Trachselw. 98, 545–549).
Affoltern 1795/96 (StABE, BezA Trachselwald, Kontraktenprot. Trachselw. 73, 589–593).

Zeitgenössische Darstellungen und Berichte

Gotthelf Jeremias, Käthi die Grossmutter (Gotthelf-Gesamtausgabe von 1928, 10. Band).
Gotthelf Jeremias, Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen (Gotthelf-Gesamtausgabe von 1928, 16. Band, Kleinere Erzählungen, S. 5–90).
Hauswirth Johann Jakob, Versuch einer topographischen, historischen und politischen Beschreibung des Landes Emmenthal 1783 (StABE).
Ith Gottlieb Friedrich, Projekt zur Gründung einer Armenanstalt in Langnau, 1783 (StABE, A V 1293, fol. 1063–1090; Ergänzungen fol. 1091 ff.).
Mutach Samuel, Gutachten des Landvogts S. M. in Sumiswald an den Rat von Bern zur Einführung eines Wochenmarktes in Sumiswald, 1710 (StABE, A V 1255, S. 653).
Enquête 1764, Pfarrberichte der Enquête von 1764 (StABE, B III 206).
Ris David, Bericht über die Verhältnisse in der Kirchgemeinde Trachselwald, 1764 (StABE, Enquête, Pfarrbericht Nr. 110).
Ris David, Topographische und ökonomische Beschreibung des Emmenthals, [1767–72]; zitiert nach Häusler, Emmenthal II, S. 248 f.
Ryhiner Johann Friedrich, Regionbuch des Freystaats und Respublic Bern 1783, tom. 3, Landschaft Emmenthal (StABE).

Quelleneditionen

Dubler Anne-Marie (Bearb.), Das Recht der Landschaft Emmental, in: Sammlung Schweiz. Rechtsquellen, Die Rechtsquellen des Kts. Bern II/8 (1 und 2), Aarau 1991.
Dubler Anne-Marie (Bearb.), Die Rechtsquellen der Stadt Burgdorf und ihrer Herrschaften und des Schultheissenamts Burgdorf, in: Sammlung Schweiz. Rechtsquellen, Die Rechtsquellen des Kts. Bern II/9 (1 und 2), 1995.
RQ = Abkürzung für Rechtsquellen.
Schweizer Jürg, Kunstführer Emmental, 1982.
Schweizer Jürg, Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Landband I, Die Stadt Burgdorf, in: Die Kunstdenkmäler der Schweiz, 1985.

Literatur

- Aerni Klaus, Naturlandschaft und Wandel der Kulturlandschaft im untern und mittlern Einzugsgebiet der Emme, in: *Geographica Helvetica*, Heft 2, 1970.
- Braun Rudolf, Industrialisierung und Volksleben. Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800, 1960/1979².
- Dubler Anne-Marie, Handwerk, Gewerbe und Zunft in Stadt und Landschaft Luzern, 1982.
- Dubler Anne-Marie, Handwerker-Alltag in der Schweiz des Ancien régime, in: *Handwerk zwischen Idealbild und Wirklichkeit* (Schweiz. Freilichtmuseum Ballenberg: Wissenschaftl. Schriften IV), 1991.
- Dubler Anne-Marie, Der «Hintersässe» – ein armer Fremder, ein Gemeindeglied ohne politische Rechte?, in: *Schweiz. Archiv für Volkskunde*, 1993 (Heft 2).
- Dubler Anne-Marie, Der Emmentaler Schleiss: Nahrung und Wohnrecht als Altersrente und «Sozialisationsprogramm» für Alleinstehende, 1650 bis 1800, in: *Schweiz. Archiv für Volkskunde*, 1989 (Heft 3/4).
- Friedli Emanuel, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, Erster Band: Lützelflüh, 1905/80².
- Gerber Eduard, Die Flussauen in der schweizerischen Kulturlandschaft, in: *Geographica Helvetica*, Heft 1, 1967.
- Häusler Fritz, Das Emmental im Staate Bern, 2 Bde., 1958/68.
- Häusler Fritz, Die alten Dorfmärkte des Emmentals, Langnau 1986.
- Huber-Renfer Fritz, Die Emme und ihre Ufer, in: *Burgdorfer Jahrbuch* 1941.
- Huber-Renfer Fritz, Die Besiedlung des Unteremmentals und seine Wassergrössen bis ins 16. Jh., in: *BZ* 1942.
- Imobersteg Jakob, Das Emmental nach Geschichte, Land und Leuten, 1876.
- Würgler Hans, Rüegsauschachen, die Schachengemeinde, in: *BZ* 1961.

Abbildungsverzeichnis

- 1 Besiedelte Schachen an Emme, Ilfis und Grünen
(Entwurf: Anne-Marie Dubler; Ausführung: Andreas Brodbeck, Bern)
- 2 Der nach Nutzungszonen aufgeteilte Goldbachschachen 1725
(StABE, Plan AA IV Trachselwald Nr. 18; Foto: Foto Frutig Bern)
- 3 Der Langnauer Witschachen im Urbar von 1569
(StABE, Trachselwald Urbare Nr. 2, fol. 169; Foto: Foto Frutig Bern)
- 4 Besitzverhältnisse im Rüderswilschachen 1728
(Schachenplan von 1728, Umzeichnung aus: F. Häusler, Emmental II, S. 308 f., Signaturen: Andreas Brodbeck, Bern)
- 5 Bauern- und Schachenhaus im Vergleich, Hausbäckerei im Schachenhaus 1905
(Aufrisse aus: E. Friedli, Bärndütsch, S. 199 und 217)
- 6 Schachenhäuser am Rande des Rüderswilschachens (Foto: Rune Aaslid, Bern)
- 7 Das «schöne Pfarrdorf» Sumiswald und seine «Vorstadt» Grünen um 1737
(StABE, Atlanten Nr. 111, Pläne 3 und 4, um 1737; Foto: Foto Frutig Bern)
- 8 Schachenhaus mit ehemaligem Webkeller in der Hüselmatt am Weg von Langnau in den Mungnauschachen (Langnau, Hüselmatt 321; Foto: Rune Aaslid, Bern)
- 9+10 Historische Schachenhäuser der Zimmermeister Hans Gottier (9) und Urs Tällenbach (10) im Rüderswilschachen heute (9: Haus Rüderswilschachen Nr. 188/188a; 10: Rüderswilschachen Nr. 189; Fotos: Rune Aaslid, Bern)
- 11 Die Bahnstation Hasle-Rüegsau 1905
(Fotonachlass L. Bechstein im Burgerarchiv Burgdorf, Auftragsnummer 35 967)